



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

GEORGIA AUGUSTA

Wissenschaftsmagazin
der Georg-August-Universität Göttingen

Ausgabe 9 • September 2014

UNTERWEGS



Medial auf neuen Wegen: Erleben Sie das Wissenschaftsmagazin mit weiteren Bildern, Videos und Links in der Tablet-Version.

VORWORT



Liebe Leserinnen und Leser,

Forschende und Studierende unserer Universität sind in der ganzen Welt unterwegs. Sie fragen nach fremden Kulturen oder enträtseln in Bibliotheken und Archiven jahrhundertealte Handschriften. Gemeinsam erkunden sie die Wälder Chinas und entwickeln Methoden, diese dauerhaft aufzuforsten und zu bewirtschaften. Um herauszufinden, woraus die Natur besteht, müssen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Teilchenphysik international mobil und in Forschungszentren wie der Schweiz, den USA oder Japan aktiv sein. Mit ethnologischem Blick untersuchen sie die Sprache westafrikanischer Nomaden, um deren Wissen und Verhalten erklären zu können.

Wissenschaft ist international. Eine Erkenntnis, die bereits im 18. Jahrhundert Forschende zur Mobilität anregte. Kommen auch Sie mit uns auf die Reise. Schließen Sie sich den Exkursionen nach Ägypten oder Okinawa an. Besteigen Sie mit Alexander von Humboldt den Chimborazo oder verfolgen Sie mit uns die Wege von Menschen, die in Göttingen versuchen, eine neue Heimat zu finden. Wir wünschen Ihnen viel Freude unterwegs.

Prof. Dr. Ulrike Beisiegel
Präsidentin

INHALT



REISENDE FORSCHER – FORSCHENDE REISENDE

Unterwegs im 18. und 19. Jahrhundert

BARBARA SCHAFF

06



UNTERWEGS NACH ÄGYPTEN

Exkursionen in die arabisch-islamische Kultur
fördern Verstehen und Verständnis

AKRAM BISHR & STUDIERENDE

16



STADT IST MIGRATION

Unterwegs auf der Suche nach einem Zuhause

SABINE HESS

32



SANSHIN-MUSIK UND KULTURELLE IDENTITÄT IN OKINAWA

Auf den Spuren einer inoffiziellen Hymne

SIMON WEISS & FELIX STEINBOCK

46



AD FONTES

Eine Reise in die Bodleian Library nach Oxford

FELIX ALBRECHT

56



**IM FAMILIENCAMP DER
WODAABE-NOMADEN**

Ethnologische Forschung in der Sahelzone Westafrikas

NIKOLAUS SCHAREIKA

66

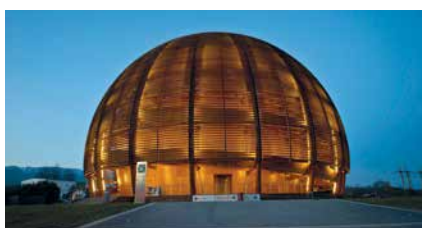


**REISEN BILDET – ARBEITEN IM
AUSLAND PRÄGT**

Forstwissenschaften für den Erhalt von Chinas
Wäldern

CHRISTOPH KLEINN, LUTZ FEHRMANN,
HAIJUN YANG & MATTHIAS SEEBAUER

78



**AUF DEM INTERNATIONALEN PARKETT
DER TEILCHENPHYSIK UNTERWEGS**

Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler
meistern hohe Mobilitätserwartungen

ARNULF QUADT

90



UNTERWEGS

Die Anthropologie als holistische Erkundung
fremder Lebenswelten

PETER VAN DER VEER

100



DER ANDERE BLICK

Reisen, um erfolgreich zu sein?

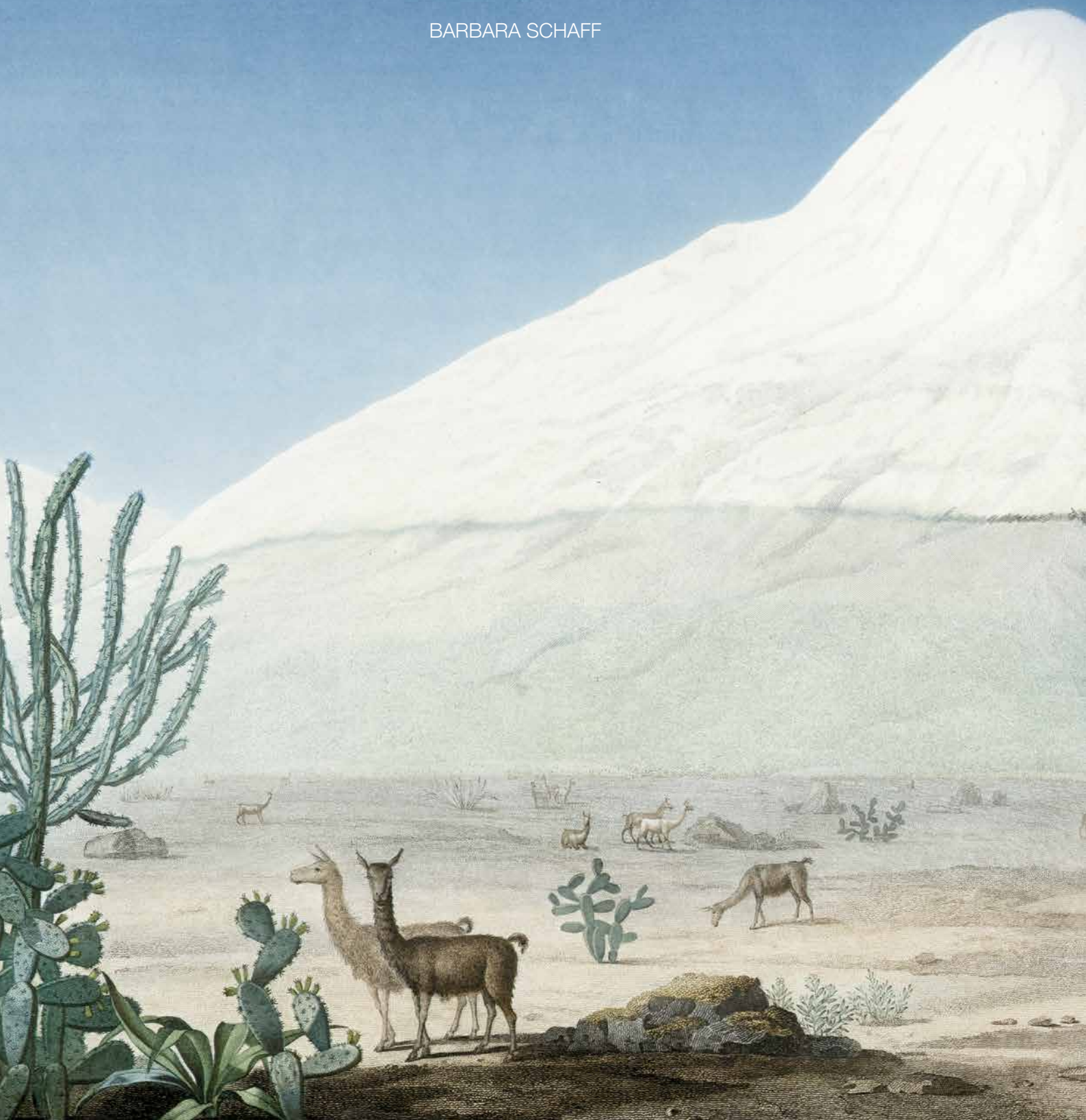
KATRIN PIETZNER IM GESPRÄCH
MIT ULRIKE BEISIEGEL & MARTIN VAN GELDEREN

112

REISENDE FORSCHER – FORSCHENDE REISENDE

Unterwegs im 18. und 19. Jahrhundert

BARBARA SCHAFF





Die Neugier, in fremde Welten vorzustößen und sie systematisch zu erforschen, ist eines der Kennzeichen der modernen Welt. Die Entdeckung und Erforschung neuer Länder bedeutet immer auch den Erwerb neuen Wissens und damit die Relativierung bestehender Gewissheiten. Unser Zugriff auf historische Forschungsreisen geschieht über die Erzählungen, in denen die Reise und das neue Wissen gerahmt werden, und über die Artefakte, die uns einen Blick in die Ausrüstungen und Reisetrophäen gewähren. Die sich ändernden Perspektivierungen und Forschungsfragen in den Erzählungen, aber auch die mitgebrachten Dinge zeigen die Transformationen im wissenschaftlichen Zugriff auf die Welt: vom frühneuzeitlichen staunenden, die Imagination beflügelnden Blick der Reisenden auf die fremden Wunder der Erde (Greenblatt 1991, 23), die in Europa in Kunstkammern organisiert und präsentiert wurden, bis zur aufklärerischen Vermessung der Welt, wie sie sich beispielsweise in Alexander von Humboldts oder Charles Darwins Sammlungen manifestiert.

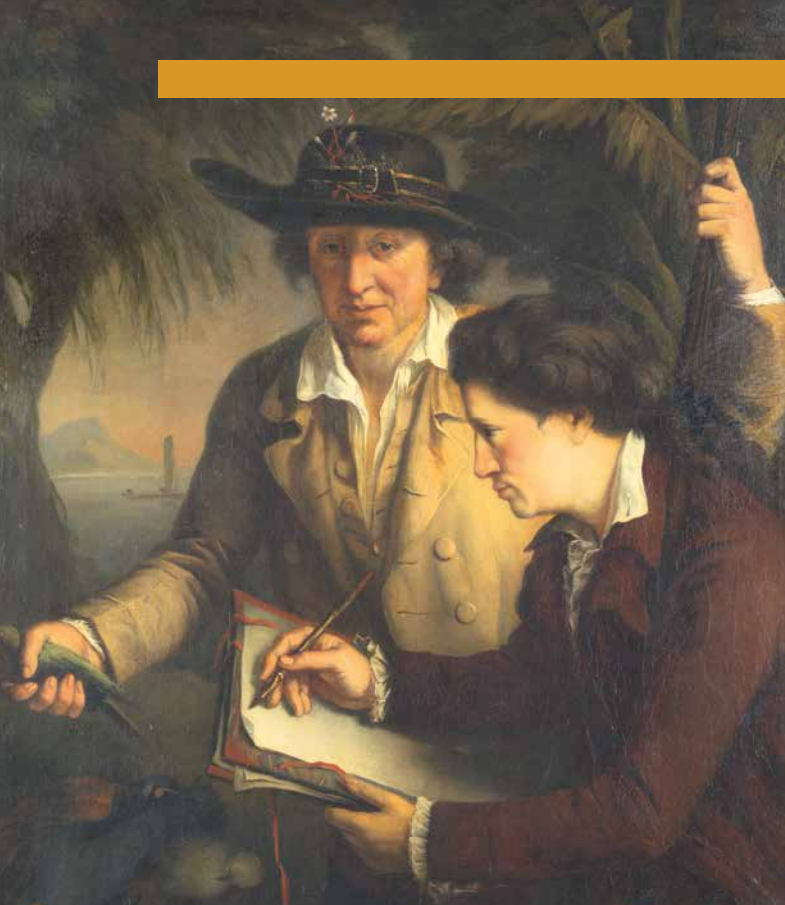
Vorherige Doppelseite: Chimborazo. Gezeichnet von Jean-Thomas Thibaut, nach einer Skizze Alexander von Humboldts, Kupferstich von 1814.

Reisende Forscher gab es bereits in der Antike. Schon Alexander der Große nahm auf seinem Eroberungsfeldzug nach Persien Gelehrte mit, die über geografische Besonderheiten, Flora und Fauna Buch führten. Doch waren vor der Aufklärung Reisen allein zum Zweck der Forschung eher unüblich: Handel, Kolonisierung und die Suche nach Schätzen waren weit häufigere Gründe, um sich nach Asien, Amerika oder Afrika zu begeben. Im Zuge der Aufklärung wurden Forscherreisen immer häufiger und vor allem auch systematisch organisiert. Die im 17. und 18. Jahrhundert gegründeten europäischen gelehrten Gesellschaften und Akademien der Wissenschaften trugen mit dazu bei, die Entdeckung der Welt nicht allein im Dienst der kolonialen Inbesitznahme zu belassen. Sie finanzierten auch wissenschaftlich motivierte Reisen, um drängende Forschungsfragen zu beantworten und damit neues Wissen über die Welt zu generieren.

Die erste rein von wissenschaftlichem Interesse getragene Forschungsreise in den arabischen und vorderasiatischen Raum war die 1753 von dem Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis initiierte und in den Jahren 1761 bis 1767 von der »Gesellschaft gelehrter Männer« durch-

geführte Expedition in die Länder des Orients. Michaelis' Forschungsinteresse war philologischer und alttestamentarischer Natur. Er wollte herausfinden, wie wörtlich die Bibel zu nehmen war. Das Projekt fand anfangs wenig Unterstützung, doch als der dänische König Friedrich V. davon erfuhr, nahm es konkrete Formen an, die den von Michaelis gespannten Rahmen überschritten. Landvermessungen (zu dieser Zeit gab es noch keine gesicherte Karte des arabischen Raums) sowie botanische und zoologische Studien wurden nun der Kernauftrag der Expedition. Mit dem Kartografen und Mathematiker Carsten Niebuhr machten sich der dänische Philologe Friedrich von Haven, der schwedische Botaniker Per Forskål, der Arzt Christian Cramer und der deutsche Maler und Kupferstecher Georg Baurenfeind auf den Weg. Die Reise führte von Kopenhagen nach Konstantinopel und Kairo, von dort in den Jemen und bis nach Indien. Außer Niebuhr starben alle Teilnehmer an Malaria; er kehrte als einziger Überlebender 1767 nach Kopenhagen zurück und veröffentlichte in den nächsten Jahren die Aufzeichnungen der Expedition, die das Wissen Europas über den Orient erheblich bereicherten.

Michaelis betrieb dieses Projekt zwar als Initiator, jedoch nicht im Alleingang und nicht als nationales



Oben: Johann Reinhold und sein Sohn Georg Forster.
Jean F. Rigaud, 1780, National Portrait Gallery, Canberra.

Rechts: Johann David Michaelis (1717–1791).
Carl Anton Friedrich Lafontaine, 1790.



Projekt. In einem öffentlichen Aufruf in Zeitschriften bat er ein Netzwerk europäischer Gelehrter um Fragen, die sie von den Reisenden beantwortet zu sehen wünschten. 1762 wurden diese Fragen als Buch mit dem Titel »Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königes von Dänemark nach Arabien reisen« veröffentlicht. In der Vorrede zu diesem Buch fasste Michaelis zusammen, was er als unabdingbare Voraussetzung für eine gelungene Forscherreise hielt: zum einen solide Kenntnisse der Sprache der bereisten Länder und zum anderen einen strukturierten Forschungsplan, der genaue Erkenntnisziele definierte. Im Zeitalter der zunehmend systematisierten Erforschung der Welt machte es keinen Sinn mehr, aufs Geratewohl hin zu reisen, zu sammeln und später davon zu erzählen. Vor dem Verstehenshorizont der Zeit klar definierte Fragen sollten die Reise wissenschaftlich optimal ertragreich machen. Michaelis unterschied deutlich zwischen dem Reisenden und dem Forscher: Der Reisende war für ihn Erfüllungsgehilfe des Wissenschaftlers, der die Aufgabe hatte, ein wissenschaftliches Konzept zu erstellen und die Daten danach auszuwerten. »Der Reisende ist nur eine Woche oder einen Monat an dem Ort, wo er die Untersuchung anstellen konnte, in der kurzen

Zeit und in der Zerstreung besinnet er sich nicht auf alles, was zur Erforschung einer Wahrheit dienen kann, und worauf der in seiner Studierstube müßige Gelehrte zu denken Zeit hat. Dieser hat Bücher zur Hand, aus denen kann er vielleicht zehn data zusammen suchen, zu denen nur noch das eilfte fehlt, um die Wahrheit zu erfinden. Dieß eilfte schwebt dem Reisenden vor Augen, allein er läßt es ungebraucht, denn er kann keine Bibliothek mit sich führen.« (Michaelis 1762, Vorrede o.P.) Diese strikte Aufgabentrennung zwischen dem datensammelnden Reisenden und dem zuvor planenden und im Nachgang der Reise auswertenden Wissenschaftler sollte sich nicht als Erfolgskonzept erweisen: Deutlich klafften die von Niebuhr mitgebrachten Daten und Erkenntnisse und der Fragenkatalog auseinander. Das Moment des zufälligen, ungerichteten Entdeckens, das sich im Laufe der Geschichte immer als produktiv für die Forschung erwiesen hat, kann nur in der Personalunion von Forscher und Reisendem entstehen.

Als eine kulturelle Praktik stehen Forscherreisen miteinander in einem thematischen Zusammenhang, wenn mehrere Reisen die gleichen wissenschaftlichen Fragestellungen verfolgen. Aber auch die literarische Verarbeitung der Reiserlebnisse und

-ergebnisse zeigt häufig Ähnlichkeiten, die auf analogen narrativen Strategien, stilistischen Verfahren und Perspektivierungen gegründet sind. So lassen sich zwischen den drei bedeutendsten europäischen Reiseberichten um 1800 stilistische Parallelen in der Darstellung des Fremden und in der Landschaftserfahrung feststellen, die deutlich machen, dass zum einen die Gattung des literarischen Reiseberichts stets in den ästhetischen Normen ihrer Zeit verhaftet ist, und zum anderen reisende Forscher die ästhetische Rahmung der eigenen Wahrnehmung immer auch an den Berichten ihrer Vorgänger und Zeitgenossen ausrichten.

Als der 17-jährige Georg Forster mit seinem Vater Reinhold an James Cooks zweiter Südseeexpedition (1772–1775) teilnahm (eine Reise, die der Universität Göttingen die bedeutende Cook-Forster-Sammlung beschern sollte), war ihm die Aufgabe übertragen, die Tier- und Pflanzenwelt in Zeichnungen zu dokumentieren. Der sprachbegabte Forster eignete sich auf der Reise schnell Kenntnisse in den Sprachen der polynesischen Inseln an und entwickelte eigenständige ethnologische Forschungsinteressen. Differenziert, einfühlsam und vorurteilslos beschrieb er die Gesellschaftsordnungen der Inseln, ohne dabei in den zeittypischen Darstellungsmodus des »Edlen Wilden« zu verfallen oder sich auf faktische Aufzählungen zu beschränken. Für die sehr unterschiedlichen religiösen und sozialen Strukturen der Inselgesellschaften machte Forster deren Lebensbedingungen verantwortlich und präsentierte sich, ganz im Sinne der Empfindsamkeit, als empathischer Beobachter. Seine 1780 publizierte *Reise um die Welt* begründete in ihrer Mischung aus philosophischen Reflexionen, analytischen Urteilen, ethnografischer Detailgenauigkeit und empfindsamer, subjektiver Beschreibung die moderne Reiseliteratur.

Forsters Stil prägte auch die beiden Nachfolger, mit denen das Format der Forschungsreise nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch literarischen Weltruhm erlangte: Alexander von Humboldt und Charles Darwin. Humboldts zunächst in Französisch, später in Deutsch und Englisch veröffentlichtes Monumentalwerk *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* wurde in seinem subjektbetonten, affektiv wie zugleich rational gesteuerten Zugriff auf die Welt, der die Universalisierbarkeit individueller Erfahrung als Prämisse erhebt, wegweisend für das Genre des Reiseberichts im 19. Jahrhundert. Humboldt erlangte dadurch den Status des vielleicht letzten Universalgelehrten der Welt. Poetische Landschaftsbeschreibungen und dramatische Szenen, in denen der Forscher

sich mit Krokodilen, Schlangen, Jaguaren, speienden Vulkanen und Stürmen auseinandersetzt, finden sich in unmittelbarer Nachbarschaft zu Tabellen mit meteorologischen oder geologischen Daten. In Humboldts universeller Erkenntnisphilosophie bilden Vernunft, Ästhetik und Ethik das Prisma seiner empirischen Reisen (Heyl 2007, 188), durch das die Erfahrung des Fremden in einem Gestus der aufgeklärten Vernunft mit dem Eigenen verglichen wird. Humboldt präsentierte sich den Lesern seiner Reiseerzählungen auch deshalb schon als heroische Identifikationsfigur, weil er nicht als Mitglied einer offiziellen Expedition unterwegs war, sondern seine Reise selbst finanzierte und lediglich von seinem Freund, dem Arzt Aimé Bonpland, begleitet wurde. Fünf Jahre lang, von 1799 bis 1804, bereiste Humboldt Süd- und Mittelamerika und sammelte über 60.000 Pflanzen, von denen mehr als die Hälfte in Europa noch völlig unbekannt waren. Am 16. Juli 1799 startete die Expedition, die sie über tosende Gewässer, durch bedrohliche Urwälder, Höhlensysteme, auf hohe Vulkane und in bislang völlig unerforschte Gebiete führen sollte. 1802 erreichten sie beinahe den Gipfel des 6.267 Meter hohen Chimborazo, sie erkundeten die Steppen im Landesinneren Venezuelas und den Orinoco. Unter strapaziösen Bedingungen und oftmals von Krankheiten und hohem Fieber geplagt, vermaßen, beobachteten und beschrieben Humboldt und Bonpland den Kontinent. Und vor allem sammelten sie: Zehntausende von Exponaten, vor allem Pflanzen, wurden nach Europa geschickt. Wieder zuhause machte sich Humboldt für die nächsten dreißig Jahre an die wissenschaftliche Auswertung der fünfjährigen Amerika-reise. Die Herausgabe des monumentalen Reisewerks *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* in 30 Bänden dauerte bis 1834.

Humboldts Reise diente dem jungen Charles Darwin als Vorbild, nach dem er seine Aufzeichnungen über seine fünfjährige Südamerikareise von 1831 bis 1836 (publiziert 1839 unter dem Titel *The Voyage of the Beagle*) modellierte. Wie Humboldt sammelte und katalogisierte Darwin Pflanzen, Insekten, Vögel, Fossilien und Korallen in großen Mengen und widmete sich in seinem Tagebuch biologischen, geologischen und ethnologischen Fragen. Und wie Humboldts ist auch Darwins Reisebericht eine Mixtur aus objektiven Fakten- und Datensammlungen und subjektivem Erlebnisbericht.

Rechts: Maria Sybille Merian, Seidenspinner, kolorierter Kupferstich von 1719.



Wussten Sie schon, dass die Ethnologische Sammlung der Universität Göttingen rund 500 Kulturobjekte beherbergt, die James Cook – teilweise gemeinsam mit den Forsters – auf seinen Weltreisen in die Südsee (1768–1780) erwarb? Mehr erfahren Sie in der Tablet-Version.

Seine Beobachtungen führte er im Laufe der Jahre in eine zusammenhängende Struktur über und kanalisierte sie in dem Werk, das den entscheidendsten Paradigmenwechsel in der wissenschaftlichen Welt des 19. Jahrhunderts herbeiführen sollte: *The Origin of the Species* (1859). Den Anstoß zu Darwins Adaptionstheorie gab die Entdeckung verschiedener Typen von Finken auf den Galapagosinseln, die sich lediglich in der Form des Schnabels unterschieden. Darwin folgerte, dass die Anpassung an die Umwelt über einen langen Zeitraum hinweg die Diversifizierung der Arten bewirken kann.

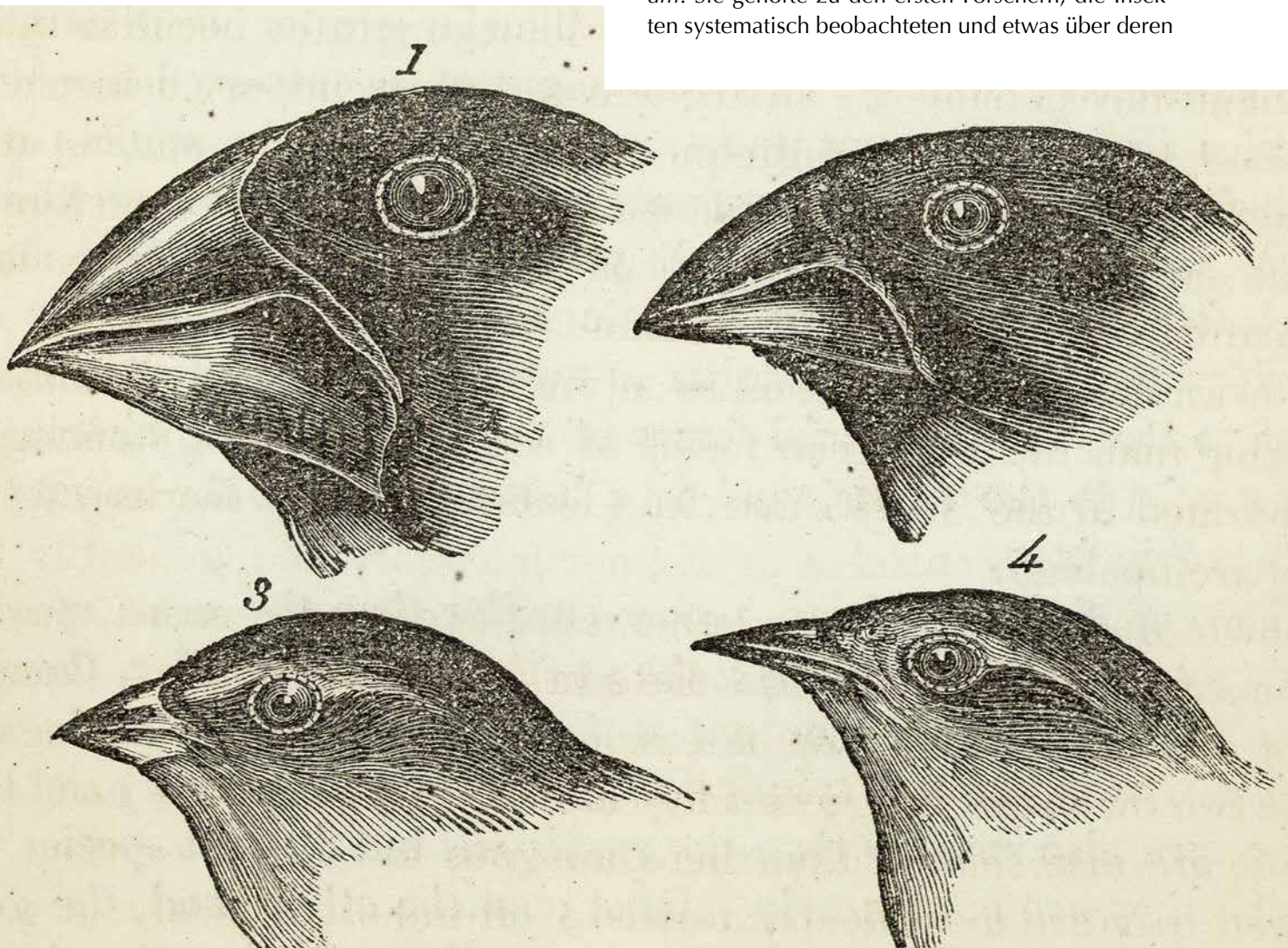
In der historisch engen Bindung von Forschungsreisen an Institutionen und Mäzene sowie der Grundbedingung einer soliden wissenschaftlichen Ausbildung nimmt es nicht wunder, dass Frauen unter den großen historischen Forschungsreisenden nicht häufig zu finden sind. Und dennoch gab es sie: unab-

hängige, unerschrockene und engagierte Frauen, die ohne Aussicht auf eine ihrer Intelligenz und wissenschaftlichen Begabung entsprechende Ausbildung oder materielle Förderung über alle Hindernisse hinweg ihr Ziel, als Forscherinnen die Welt zu erkunden, verfolgten.

Bereits eine der ersten Forschungsreisen wurde von einer Frau unternommen. Sie erzielte bis heute wissenschaftlich relevante Ergebnisse – und dies zu einer Zeit, als Frauen eine wissenschaftliche Ausbildung noch vollkommen verschlossen war. Im Jahre 1699 reiste die Kupferstecherin und Blumenbildmalerin Maria Sybilla Merian mit ihrer Tochter Dorothea nach Surinam, um sich dort dem Studium tropischer Insekten zu widmen. Was sie über Raupen und Schmetterlinge wusste, hatte sie sich im Selbststudium beigebracht. Finanzielle Unterstützung für dieses Vorhaben erhielt sie von der Stadt Amsterdam, in der sie sich als Naturforscherin bereits einen Namen gemacht hatte. Zwei Jahre lang reisten die beiden Frauen durch die Urwälder Surinams, beobachteten und sammelten Insekten und hielten ihre Entdeckungen in Zeichnungen fest. Wieder zurück in Amsterdam arbeitete Maria Sibylla Merian an ihrem 1705 erschienenen, mit 60 Kupferstichen illustrierten Hauptwerk *Metamorphosis insectorum Surinamensium*. Sie gehörte zu den ersten Forschern, die Insekten systematisch beobachteten und etwas über deren

Unten: Darwinfinken, Stahlstich von 1876.

Rechts: Mary Kingsley, Fotografie um 1897.



tatsächliche Lebensumstände, ihre Nahrung und die Metamorphose der Raupen herausfanden.

Eine der mutigsten Forscherinnen war sicherlich die Engländerin Mary Kingsley, die völlig auf sich gestellt, mit bescheidenen finanziellen Mitteln und autodidaktischem Wissen ausgestattet, 1893 im Alter von 31 Jahren und elf Monate später ein weiteres Mal Westafrika bereiste. Kingsley war sich der Tatsache sehr wohl bewusst, dass sie als allein reisende Frau in einem noch weitgehend unerforschten Gebiet alle Weiblichkeitsnormen ihrer Zeit verletzte. Sie schützte sich gegen Anfeindungen mit einem steifen, schwarzen wollenen Rock, hochgeschlossener schwarzer Bluse und Knopfstiefeln – einem nicht unbedingt tropentauglichen Outfit, das ihr jedoch einmal sogar das Leben rettete. Als sie während eines Marsches durch den Urwald in eine Wildfalle fiel, ein tiefes, mit Ebenholzspießen gespicktes Loch, bewahrte sie das dicke Material ihres Rockes vor Verletzungen. Lakonisch kommentierte sie in ihrem 1897 veröffentlichten Buch *Travels in West Africa*: »It is at these times you realise the blessing of a good thick skirt. Had I paid heed to the advice of many people in England, who ought to have known better, and did not do it themselves, and adopted masculine garments, I should have been spiked to the bone, and done for. Whereas, save for a good many bruises, here I was with the fulness of my skirt tucked under me, sitting on nine ebony spikes some twelve inches long, in comparative comfort, howling lustily to be hauled out.« Kingsley erforschte den Ogowe-Fluss, entdeckte mehrere neue Arten von Süßwasserfischen, studierte die Fauna der Mangrovensümpfe und lebte einige Zeit mit dem Stamm der Fankrieger, über die sie die ersten ethnografischen Berichte verfasste. Ausführlich widmete sie sich den religiösen Praktiken der Fan und sprach sich gegen die europäische Missionierung und Kolonisierung aus. Ihr Bericht ist vorurteilslos und respektvoll, und sie bewahrte die Contenance selbst dann noch, als sie in ihrer Hütte einem merkwürdigen Geruch nachspürte und in einem Beutel menschliche Überreste entdeckte: Ohren, Zehen, Hände, Zähne und Augen. Ironisch kommentierte sie: »I subsequently learnt that although the Fans will eat their fellow friendly tribesfolk, yet they like to keep a little something belonging to them as a memento.« Kingsley zeigte sich weitsichtiger und toleranter als die meisten ihrer vom Imperialismus affizierten Zeitgenossen: Sie warnte vor den verheerenden Folgen der Missionierung und Kolonisierung der Afrikaner, die sie den Europäern für moralisch ebenbürtig und spirituell überlegen hielt. Gegen die Figur des Kolonisators stellte sie den Händler, den sie



als idealtypisches Bindeglied zwischen zwei Welten schätzte, denn der Tausch war für sie eine Form der kulturellen Begegnung zwischen zwei gleichberechtigten Partnern. Und so agierte sie auch in ihrer Rolle als Forscherin als eine Händlerin: Sie tauschte, wenn sie gar nichts anderes mehr hatte, im Notfall auch ihre Blusen und Strümpfe gegen Artefakte.

Die Verfügbarkeit der Welt ist für Forscher im 21. Jahrhundert immens gewachsen. Die Digitalisierung von Archivbeständen und deren Bereitstellung im Internet, schnelle elektronische Kommunikationswege und eine globale Vernetzung von Wissenschaftlern ermöglichen es in einigen Disziplinen und Bereichen, Forschung ebenso effizient am heimischen Schreibtisch zu betreiben. Und doch ist das Reisen (oder neu-akademisch »mobility«) für das Forschen und Finden, die Neugier und die Entdeckungsfreude nach wie vor ein unschätzbare Stimulus. Und nicht zuletzt sind es die literarischen Berichte von Forschungsreisen, die uns die wissenschaftlichen Fragen, Themen und Wissensordnungen vergangener Zeiten nahebringen, uns über historische Formen des Mensch-Welt-Verhältnisses Auskunft geben und uns dazu animieren, uns selbst auf die Reise zu begeben.

This article discusses the emergence of scientific expeditions as a modern form of travelling in the wake of the Enlightenment, organised under the premiss of a systematic and analytical exploration of foreign lands. An early paradigmatic example of this new type of expedition is the journey to Egypt, the Yemen and India, devised by the orientalist Johann David Michaelis at Göttingen University and conducted by a team of Danish, Swedish and German explorers under the aegis of Carsten Niebuhr.

Collaborating with a network of European scholars, Michaelis had put together a catalogue of clearly defined research questions. The results of this journey of a »company of learned men« was, however, unexpected: the travellers did not restrict their data collecting to the specified topics but returned with exciting new findings in different scientific areas that could not have been premeditated, thus undermining Michaelis' claim that the scholar and the traveller must be two different people because only the scholar in his library can ever attain the truth.

A comparative look at the four perhaps most famous travel

reports written around 1800 by James Cook, Georg Forster, Alexander von Humboldt and Charles Darwin extrapolates some narrative and stylistic strategies as the defining literary means that shape a Romantic, i.e. foremost subjective, discourse of scientific travel writing. It is argued that the depiction of the other – foreign people, practices and geographies – is not so much dependent on the specific experience of the traveller but is always also informed by the prevailing aesthetic norms and discourses of its time.

Lastly, the article addresses the precarious position of women as explorers and authors in the history of European scientific travel writing. Although most women explorers could not rely on official institutions for funding and support and were mostly self-taught, there are some conspicuous examples of intrepid, curious and dedicated women such as the engraver Maria Sybilla Merian who went to Surinam in the late 17th century to study butterflies, or the Victorian ethnographer Mary Kingsley who 200 years later would travel through unexplored regions of Africa on her own, live with the fierce tribe of the Fang warriors for a while, and discover some new species of fish.



Prof. Dr. Barbara Schaff studierte Anglistik, Slavistik und Geschichte an den Universitäten in München, Edinburgh und Passau. Sie wurde im Jahr 1990 mit einer Arbeit über das zeitgenössische britische Künstlerdrama in Passau promoviert und habilitierte sich 2002 für Englische Literaturwissenschaft an der Universität München. Als Postdoktorandin im Rahmen des Graduiertenkollegs »Geschlechterdifferenz und Literatur« wurde ihre Forschungstätigkeit vom Land Bayern und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Vertretungsprofessuren führten die Wissenschaftlerin nach Tübingen, Bochum, München und Wien.

Als Research Fellow der Royal Academy war Barbara Schaff 2005/2006 am Centre for the History of the Book in Edinburgh und 2007/2008 als Senior Research Fellow am Centre for Tourism and Cultural Change in Leeds tätig. Im Jahr 2008 wurde sie an die Universität Göttingen als Professorin für Anglistische Literatur- und Kulturwissenschaft berufen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Englische und Schottische Literatur, Gender Studies sowie Reiseliteratur. Barbara Schaff hat neben zahlreichen Fachbüchern und wissenschaftlichen Artikeln auch mehrere Reiseführer über Schottland und Irland geschrieben.

BIBLIOGRAFIE:

- Darwin, Charles, *The Voyage of the Beagle* (1839). Harmondsworth, Penguin 1989
 Forster, Georg, *Reise um die Welt*. Berlin, Akademie Verlag 1989
 Greenblatt, Stephen, *Marvellous Possessions. The Wonder of the New World*. Chicago, University of Chicago Press 1991
 Heyl, Bettina, *Das Ganze der Natur und die Differenzierung des Wissens*. Berlin, de Gruyter 2007
 Humboldt, Alexandre, *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* (1805–1834)
 Kingsley, Mary, *Travels in West Africa* (1897). Boston, IndyPublish 2002
 Merian, Maria Sybilla, *Metamorphosis insectorum Surinamensium* (1705). Hamburg, Hoffmann und Campe 1962
 Michaelis, Johann David, *Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer* (1762): resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN638481724

Alumni Göttingen

Wir sind das Netzwerk der Georg-August-Universität

Alumni Göttingen – Unsere Ziele orientieren sich am Leitbild der Georgia Augusta:

IN PUBLICA COMMODA – ZUM WOHLERGANGEN ALLE

Unterstützung von Studierenden und Absolventen

Alumni Göttingen verbindet mehr als 17.000 Ehemalige, Absolventen, Freunde und Förderer der Georgia Augusta mit den Menschen, die heute an der Universität Göttingen studieren, forschen und arbeiten. Es besteht ein Netzwerk, in dem Berufseinsteiger genauso wie Berufserfahrene aufeinandertreffen und auf vielfältige Weise voneinander profitieren.



Weltweites Kompetenz- und Erfahrungsnetzwerk

Alumni Göttingen bietet unterschiedliche Angebote der Begegnung und Vernetzung. Das interaktive Alumni Portal, Expertenvorträge und -seminare, Alumni-Tage in Göttingen, Regionaltreffen in Berlin, Hamburg und weiteren Großstädten oder unsere internationalen Jahrestreffen in China, Korea, Indonesien und den USA fördern einen generationsübergreifenden Dialog.



Für mehr Informationen besuchen Sie unsere Internetseite

www.alumni.uni-goettingen.de

ALUMNI Göttingen e.V.
Wilhelmsplatz 2, 37073 Göttingen
TEL: 0551 39-5380, FAX: 0551 39-185380
alumni@uni-goettingen.de



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

UNTERWEGS NACH ÄGYPTEN

Exkursionen in die arabisch-islamische Kultur
fördern Verstehen und Verständnis

AKRAM BISHR





Der Tahrir-Platz in Ägyptens Hauptstadt Kairo scheint uns aus der Medienberichterstattung über den »Arabischen Frühling« und die politischen Umbrüche geläufig. Aber dort gewesen zu sein und sich über die historische und kulturelle Bedeutung dieses zentralen Ortes Gedanken gemacht zu haben, ist etwas ganz anderes. Diese Erfahrung machen Studierende der Arabistik und Islamwissenschaft der Universität Göttingen Jahr für Jahr, wenn sie – allerdings zu friedlichen Zeiten – zu einer mehrwöchigen Exkursion durch Ägypten aufbrechen. Akram Bishr, Lektor für Arabisch, ermöglicht ihnen, angelesene Kenntnisse oder Bilder aus den Medien mit unmittelbaren Eindrücken über Land und Leute in Beziehung zu setzen.

Vorherige Seiten: Die beiden Teilnehmerinnen der Exkursion, Lisa Quelle und Federica Guccini, im Gayer-Anderson-Museum an der Ibn-Tulun-Moschee in Kairo.

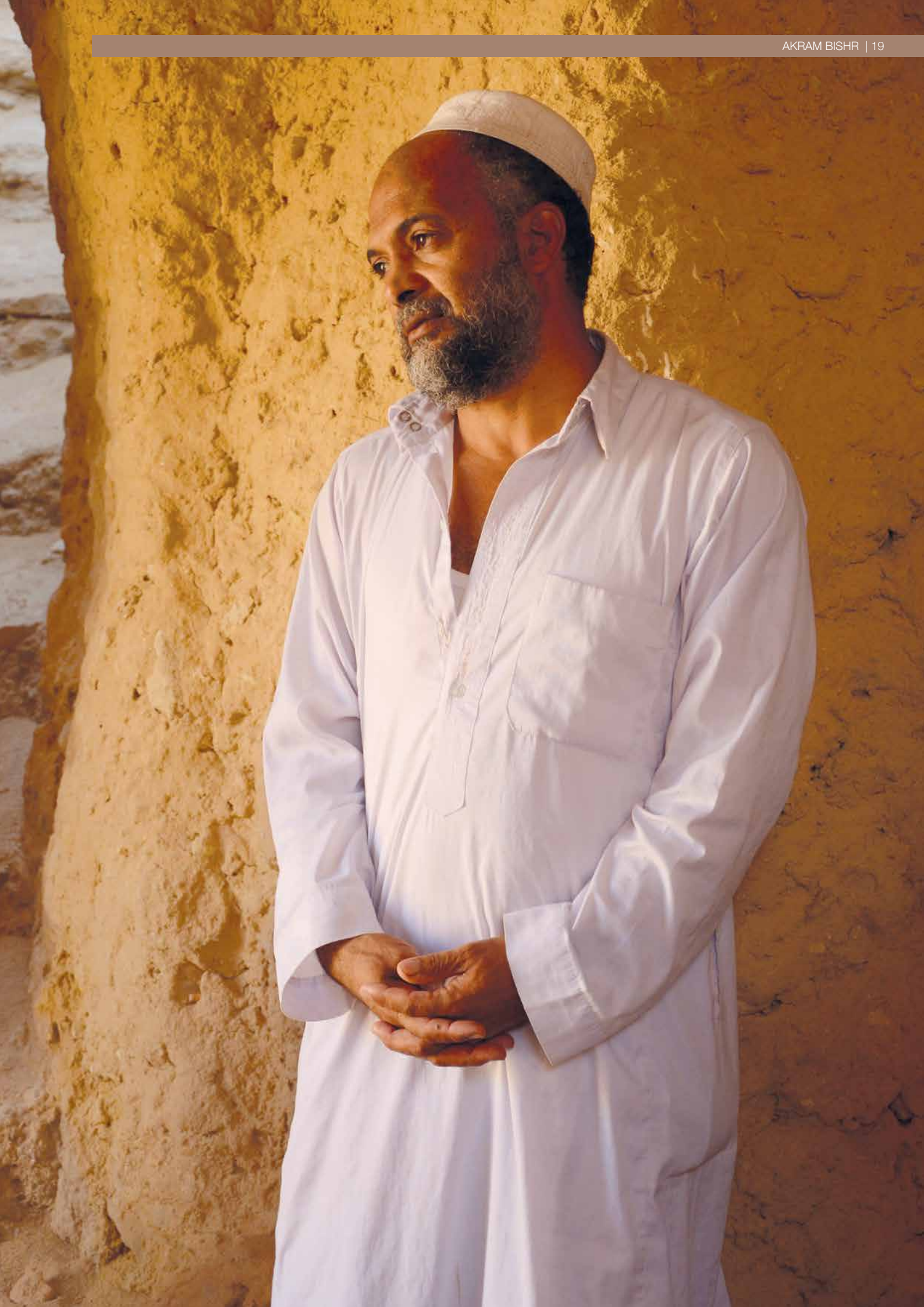
Rechts: Beduine am Orakel in der Oase Siwa. Bereits Alexander der Große hat das Orakel befragt.

Es ist schwer vorstellbar, Medizin zu studieren und sich nicht mit Anatomie zu befassen. Ebenso wenig ist es denkbar, dass ein angehender Chemiker sich nicht mit chemischen Elementen beschäftigt oder ein Maschinenbau-Student technische Geräte meidet. Denn diese Dinge sind das Handwerkszeug und der Gegenstand, auf dem nicht nur das jeweilige Studium, sondern auch die Forschung basiert, dank derer das Studium sowohl Beständigkeit als auch Fortschritt erfährt.

In diesem Sinne ist es ebenfalls kaum vorstellbar, nicht in unmittelbare Berührung mit einer Kultur zu kommen, wenn man sich entscheidet, sich mit dieser Kultur und ihrer Sprache zu beschäftigen. Je weniger man sich auf diesem Weg dem Gegenstand seiner Disziplin annähert, desto theoretischer und »trockener« gestaltet sich das Studium. Ich selbst gehöre zu jenen Menschen, die einst beschlossen haben, sich mit einer fremden Kultur und ihrer Sprache zu befassen. Der enorme Wert, das im Studium Erlernte mit realen Erfahrungen zu verknüpfen – also letztlich eine Verbindung von Theorie und Praxis herzustellen – ist mir durch persönliche Erfahrungen besonders bewusst geworden. Insgesamt sechs Semester lang habe ich mich mit der deutschen Sprache, ihrer Struktur und Stilistik, ihrer Geschichte und Literatur sowie mit der deutschen Kultur und ihrer Landeskun-

de auseinandergesetzt, bevor ich die Gelegenheit bekam, Deutschland zum ersten Mal zu bereisen, um mein Wissen zumindest im Ansatz mit eigenen Augen überprüfen und vergleichen zu können. Diese neuen Erfahrungen stellten sowohl für mich persönlich, vor allem aber auch für mein Studium einen großen Erfolg und eine große Bereicherung dar: Erfolg ergab sich dadurch, dass es mir nun möglich war, meine erlernten Kenntnisse in der realen Welt zu bestätigen; die Bereicherung bestand in den neu hinzugekommenen Kenntnissen der Bereiche Kultur und Sprache.

Am Seminar für Arabistik (mittlerweile Arabistik/ Islamwissenschaft) bemerkte ich rasch, dass es für Studierende nicht einfach ist, mit der arabisch-islamischen Kultur in Kontakt zu kommen. Deshalb wollte ich ein organisiertes Angebot bieten, um die Studierenden mit dem Gegenstand ihres Faches in Berührung zu bringen. Und nachdem ein Student eines Tages im Scherz anmerkte, dass es sehr schön wäre, wenn ein Teil des Arabischunterrichts künftig auch in Kairo stattfinden könnte, begann ich, die erste Exkursion nach Ägypten zu organisieren. Sie dauerte zwei Wochen, die folgenden Reisen wurden auf drei Wochen verlängert, die ausschließlich in Ägypten verbracht wurden. Die Exkursion 2010 erstreckte sich erstmals über fünf Wochen und beinhaltete neben der Erkundung Ägyptens auch einen landeskundlichen Besuch



Jordaniens und Israels. Bis zu diesem Jahr wurden alle Exkursionen im Frühjahr durchgeführt. Im Jahre 2011 sollte neben diesen drei Ländern zum ersten Mal auch Syrien besucht werden. Diese Exkursion konnte aufgrund des »Arabischen Frühlings« nicht wie gewöhnlich im Frühjahr stattfinden, sondern wurde auf den Sommer verschoben, denn oberste Priorität hat die Sicherheit der Studierenden. Überraschenderweise hatten die Teilnehmer keine Schwierigkeiten mit den hohen Temperaturen vor Ort. Sie setzten sich sogar dafür ein, die Exkursion standardmäßig im Sommer durchzuführen, da die vorlesungsfreie Zeit länger und mit weniger Studienaufwand in Form von Hausarbeiten oder der Vorbereitung von Klausuren verbunden ist. So kam es, dass auch die nächste Exkursion im Sommer stattfand.

Obwohl die Reiseroute in ihren Grundzügen feststeht, gibt es stets auch Raum, Änderungen vorzunehmen, um flexibel die Wünsche der jeweiligen Gruppe berücksichtigen und auf die aktuellen Umstände im Land eingehen zu können. Zentrale Stationen der landeskundlichen Exkursion sind neben den beiden größten Städten des Landes – Kairo und Alexandria – auch die Oase Siwa sowie die Kleinstadt Marsa Matruh, die direkt am Mittelmeer liegt.

Die Hauptstadt Kairo bietet den Studierenden einen facettenreichen Einblick in die verschiedenen Epochen ihrer Geschichte. Die Exkursionsteilnehmer erhalten beispielsweise anhand eines Besuchs der Pyramiden von Gizeh und der Sphinx einen faszinierenden Eindruck des pharaonischen Ägyptens. Neben den Pyramiden lassen sich dort auch zahlreiche Sehenswürdigkeiten der islamischen und der koptischen Kultur besichtigen, die seit Jahrhunderten zu den prägendsten Eindrücken Ägyptens gehören. So werden während des Aufenthalts in Kairo unter anderem das koptische Viertel und Moscheen aus unterschiedlichen Epochen, wie etwa die in aller Welt bekannte Al-Azhar-Moschee, erkundet.

In Alexandria liegt der thematische Schwerpunkt vor allem auf der griechisch-römischen Vergangenheit, zum Teil aber auch auf dem mamlukisch-islamischen Ägypten. Neben der Zitadelle und dem Fort Qaitbey werden daher auch das römische Theater und die Pompeius-Säule besichtigt. Ein wichtiger Bestandteil des Aufenthalts in Alexandria ist auch der Besuch der Bibliotheca Alexandrina. Für die Studierenden ist hier die Dauerausstellung »Manuscripts« von besonderem Interesse, die alte arabische Handschriften (etwa kunstvoll verzierte Korane, antike christliche Schriften und wissenschaftliche Bücher arabischer Gelehrter zu Medizin und Astronomie) sowie europäische Manuskripte ausstellt und einen eindrucksvollen Überblick über 1.400 Jahre islamischer Geistesgeschichte bietet.



Auf der Strecke zwischen Alexandria und der Oase Siwa liegt die Hafenstadt Marsa Matruh, durch welche die Küstenstraße zwischen dem Nildelta und Libyen führt, von der die Straße zur Oasenstadt Siwa abzweigt. Marsa Matruh stellt das Tor zur »Welt der Beduinen« dar und bietet den Studierenden einen Einblick in eine von den modernen Großstädten Kairo und Alexandria nahezu vollkommen verschiedene Kultur Ägyptens.

Der Besuch der Oasenstadt Siwa erfreut sich bei den Exkursionsteilnehmern erfahrungsgemäß ausgesprochen positiver Resonanz und wird als ein besonders beeindruckender Reiseabschnitt empfunden. 300 Kilometer entfernt von der Mittelmeerküste und nur über eine einzige Straße erreichbar, konnte sich hier eine einzigartige Kultur bewahren. Als eine der größten Oasen der Welt, schon seit Menschengedenken Ziel von Karawanen und Trans-Sahara-Reisenden, vermischt sich hier die uralte Kultur der Berber mit



Reges Treiben in den Straßen von Kairo. Ein Mann sortiert das typische Brot, ein anderer bringt Zuckerrohr.

der des Islams zu einem beeindruckenden Ganzen. Von Kairo kommend kann der Kontrast zwischen der kosmopolitischen Metropole und dem traditionellen Landleben kaum größer sein. Dieser kulturell einzigartige und empfindliche Mikrokosmos ist das beste Beispiel für die Mannigfaltigkeit der in Ägypten vertretenen Kulturen und für die große Diversität in Gesellschaft und täglichem Leben, von denen das Land geprägt ist. Diese Unterschiede zu erfahren bedeutet, einen großen Schritt in Richtung des Verstehens und Verständnisses für das Fremde zu tun und bildet somit die Grundlage für eine respektvolle und

fruchtbare Verständigung. Vom Tourismus noch wenig berührt, sind an dieser Station der reine Aufenthalt und der Kontakt mit den Einheimischen sicherlich die aufschlussreichsten Erfahrungen. Es werden aber auch authentische Siedlungen besichtigt, um unter anderem die Brauchtümer der Berberkultur kennenzulernen.

Begleitend zu den verschiedenen Stationen der Reise tragen die Exkursionsteilnehmer Referate vor, die sie an anderer Stelle im Rahmen eines Seminars vorbereitet haben und die einen Wissensgewinn und einen Mehrwert für das Studium gewährleisten.



Die Reisegruppe vor der Knickpyramide in Dahschur.

Um die Vielfalt des akademischen Lebens insbesondere in Kairo kennenzulernen, sind außerdem Besuche großer ägyptischer Universitäten fester Bestandteil des Exkursionsprogramms. Es gehört zum regulären Ablauf solcher Besuche, dass sowohl die Göttinger als auch die ägyptischen Studenten Vorträge auf Deutsch halten und gemeinsam kleinere Aufgaben in Teamarbeit erarbeiten. Beides verbessert die sprachliche und soziale Kompetenz der Studierenden. Diese Form des direkten interkulturellen Austausches ermöglicht es den Göttinger Studierenden, tiefe Einblicke in die Lebensweise und den Alltag der Menschen vor Ort zu erhalten. Durch die verschiedenen Stationen der Exkursionen sowie die persönlichen und fachlichen Kontakte der Exkursionsteilnehmer mit den ägyptischen Studenten ist sichergestellt, dass die Studierenden sowohl ihren interkulturellen Horizont als auch die eigene Sicht auf die Welt erweitern können.



Wussten Sie schon, dass mehr als 800 Studierende der Universität Göttingen jährlich ein Semester im Ausland verbringen?

Mit der Exkursion bietet sich den Teilnehmern die einmalige Chance, mit dem Gegenstand ihres Studienfaches über einen Zeitraum von mehreren Wochen in Berührung zu kommen. Sie erfreut sich daher nicht nur unter Arabisten großer Beliebtheit, sondern wird auch von Studenten anderer Fächer, wie zum Beispiel der Ägyptologie und Koptologie, als ein bereicherndes und spannendes Angebot angenommen und geschätzt.

Zudem weckten die Exkursionen bei einigen Studierenden den Wunsch, einen längeren Aufenthalt in Ägypten zu absolvieren, sodass sich häufig Bewerbungen für Praktika oder Sprachkurse anschlossen. Andere Teilnehmer wurden so inspiriert, dass sie sich auch nach dem Aufenthalt in Ägypten im Rahmen ihrer Forschung mit dem Land und seiner Kultur auseinandersetzten. So fertigte beispielsweise eine Ethnologie-Studentin eine Arbeit zur somalischen Flüchtlingsgruppe in Ägypten an, durch die ich erst erfuhr, dass diese die zweitgrößte in Ägypten ist. Neue Ansätze für eine mögliche weiterführende Forschung der Studierenden bieten seit 2011 auch die politischen Strukturen in Ägypten, die sich derzeit im Umbruch befinden.

Neben diesen positiven Aspekten freut es mich jedoch am meisten, wenn ich die Studierenden dabei

beobachte, wie sie die fremde Umgebung wahr- und aufnehmen. Es ist mir als Lehrer eine besondere Freude, ihre Fragen zu beantworten, denn dies bedeutet durchaus, dass auch ich nach einer bestimmten Information erst suchen muss und auf diese Weise selbst etwas dazulerne. Es sind diese Fragen und Eindrücke, die von einer gelungenen Informationsvermittlung im Kontext von authentischer und kultureller Umgebung zeugen.

Im Sommer 2013 kam die Exkursion aufgrund der politischen Ereignisse leider nicht zustande. Gerade die Ereignisse des 3. Juli 2013 spalteten Land und Leute in der Frage, ob es sich bei der Absetzung des ehemaligen Präsidenten Mursi durch das Militär um einen Putsch – und damit um einen herben Schlag gegen die Demokratie, die nach der Revolution 2011 erhofft wurde – oder um eine notwendige Maßnahme zum Erreichen der Ziele dieser Revolution handele. Vielleicht werden die Teilnehmer künftiger Exkursionen sich mit eigenen Augen eine Meinung zu dieser Thematik bilden können.

For many years now the Institute for Arabic and Islamic Studies in Göttingen has arranged for its students to participate in regular, extended trips to Egypt. In this article, Akram Bishr, an instructor in Arabic and organizer of the excursion programme, explains the importance of these outings to the participants. These travels provide them with the optimal opportunity to directly interact with Arabic-Islamic culture and to apply – and further – their knowledge of this discipline. Also, he discusses the places visited – Cairo, Alexandria, the Siwa oasis as well as the town of Marsa Matruh – and points out their respective historical, architectural and cultural features.

Finally, he provides an overview of the history of the excursion programme and gives some examples of research projects that have emerged from such visits in the past.

The next section contains reports from former participants. Hannah Becker describes her perception of a traffic hub in the bustling metropolis of Cairo which has now become one of the most important places in the history of modern Egypt – Tahrir Square. She explains the many roles this traffic junction plays for the Egyptian people.

Alberto Alfredo Winterberg, a student of Coptic Studies, recounts his meetings with members of the Christian minority in Egypt and how he experienced their own particular cultural traditions. He particularly underlines the many intercultural interactions he enjoyed and the reflections they triggered in him.

In his remarks Christian Mauder accentuates the history and the culture of Islamic Egypt. He reports how his direct contact with the legacy of the medieval reign of the Sultans influenced his own academic studies. Luise Görlitz describes how she experienced Egypt with all her senses and emphasizes the positive impact the stay in Egypt had on her own motivation to continue her studies as well as how it deepened her understanding of Arabic-Islamic culture.

The brilliant photographs by participant Lisa Quelle and Luise Görlitz express the beauty and charisma of Egypt furthermore.

Lisa Quelle (22) studiert im sechsten Semester Politikwissenschaft und Arabistik/Islamwissenschaften. Sie ist freischaffende Künstlerin.

Der gebürtige Ägypter Akram Bishr (52) schloss 1984 an der Al-Azhar Universität in Kairo sein Studium ab. Neben seinem Hauptfach Germanistik studierte er an der ältesten und bekanntesten islamischen Universität der Welt die Begleitfächer der Islamischen Theologie und Arabischen Philologie. Mit Auszeichnung verteidigte er im Jahr 1992 an derselben Universität seine Magisterarbeit im Bereich der kontrastiven Linguistik. 1994 erwarb

Bishr das Deutschsprachlehrerdiplom des Goethe-Instituts München. Seine jetzige Stelle als Lektor für Arabisch am Seminar für Arabistik/Islamwissenschaft der Georg-August-Universität Göttingen trat er im November 1998 an. 2012 wurde er mit dem Preis des Stiftungsrats der Universität Göttingen in der Kategorie »Herausragendes Engagement in der Hochschullehre« ausgezeichnet. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.





Blick vom Kairo-Tower über die Insel Zamalek und den Nil.

WIE ICH MICH MIT DEM TAHRIR-PLATZ ANFREUNDETE

HANNAH BECKER

Zum ersten Mal in meinem Leben nahm ich den Tahrir-Platz wahr, als ich in Deutschland Berichte von der ägyptischen Revolution im Fernsehen sah. Die Bilder waren überwältigend: Ein riesiger Platz im Herzen der Großstadt, voller Menschen, die sich versammelt hatten, um nach Jahrzehnten der autokratischen Herrschaft Freiheit und Demokratie einzufordern. Ich war begeistert von der Energie, die von den demonstrierenden Massen ausging und der Platz selbst schien zu strahlen.

Als ich mich zum zweiten Mal näher mit dem Tahrir-Platz beschäftigte, saß ich im Herbst 2012 mit den anderen Teilnehmern der landeskundlichen Exkursion in einem stickigen Reisebus mitten im Stadtverkehr Kairos. Plötzlich drehte der Busfahrer die Musik leiser und sagte stolz, dass wir gleich über den Tahrir-Platz fahren würden. Gespannt kurbelte ich

das Fenster herunter, um diesen geschichtsträchtigen Ort zu betrachten. Der Anblick war ernüchternd: Der Platz erwies sich als eine mehr oder weniger vertrocknete Grünfläche, umgeben von einem mehrspurigen Verkehrskreisel. Statt des Duftes von Freiheit schlugen mir die Abgase Kairos entgegen.

Ein paar Wochen später und um viele Eindrücke aus Ägypten reicher kehrten wir zurück in die Hauptstadt. Und obwohl wir vor nächtlichen Wanderungen durch die Stadt gewarnt worden waren, lief ich zusammen mit einer Freundin nochmal in Richtung Stadtmitte. Als wir den Tahrir-Platz erreicht hatten, war es bereits dunkel. Wir setzten uns auf die Grünfläche und beobachteten das rege Treiben um uns herum. Zahlreiche Familien waren gekommen, um gemeinsam zu picknicken, ein Mann verkaufte heißen Tee aus einer riesigen Thermoskanne, die Luft





war voll von den Geräuschen und Gerüchen der Millionenstadt.

Inmitten dieser friedlichen Atmosphäre wurde mir bewusst, welchen Wert der Tahrir-Platz für die Ägypter tatsächlich hat: Er ist der Ort der Revolution, an dem es möglich war, einen Autokraten zu stürzen und in der Bevölkerung den Stolz und den Glauben an sich selbst wieder zu erwecken. Er ist Treffpunkt für Freunde und Familien und an manchen Tagen vielleicht auch bloß ein Verkehrsknotenpunkt. Der Tahrir-Platz ist nicht besonders schön oder ehrwürdig, aber er gleicht einem alten Freund, an den man sich in jeder Lebenssituation wenden kann. Er teilt die guten und die schlechten Momente mit der ägyptischen Bevölkerung.

Im Oktober 2013 reiste ich wieder nach Kairo, diesmal für fünf Monate, um mich wissenschaftlich mit

der Ausbreitung des »Arabischen Frühlings« zu beschäftigen. Den Tahrir-Platz besuchte ich noch einmal – wie einen alten Bekannten, den man länger nicht gesehen hat.



Weitere Impressionen finden Sie
in der Tablet-Version.

Hannah Becker (23) hat ihr Studium der Arabistik und Politikwissenschaft abgeschlossen. Sie lebt derzeit in der Hauptstadt Jordaniens Amman und belegt Sprachkurse.



PERSPEKTIVEN AUF DAS KOPTISCHE CHRISTENTUM

ALBERTO ALFREDO WINTERBERG

Links: Blick in den Säulengang der Ibn-Tulun-Moschee.

Als Student der Koptologie war die Exkursion für mich in Hinblick auf die christliche Minderheit in Ägypten von besonderem Interesse. Das politisch kontrovers diskutierte Thema »Kopten« scheint uns durch die Medienberichterstattung sehr präsent zu sein. Und doch erfahren wir kaum etwas darüber, was es heißt, Kopte *zu sein*. Nach meiner Erfahrung deckt das Studium die philologischen und historischen Aspekte des koptischen Christentums sehr gut ab. Ein tieferes Verständnis für mein Fach konnte ich jedoch erst durch das direkte Erleben dieser Kultur entwickeln.

Unvergesslich bleibt Alt-Kairo, das koptische Viertel, mit seiner beeindruckenden Festungsanlage Babylon und den darin enthaltenen Kirchen. Man betritt die berühmte »Hängende Kirche«, die El Muallaqa: Der intensive Geruch von Weihrauch steigt dem Besucher in die Nase. Die imposante Ikonostase thront majestätisch vor dem Allerheiligsten. Überall murmeln gläubige Kopten ihre Gebete vor sich hin. Als Europäer verspürt man Gegensätzliches. Zum einen fühlt man sich an die eigene sakrale Tradition der Katholischen Kirche erinnert. Zum anderen bleibt ein Hauch orientalischer Eigenart erhalten, der die sehr lebendige kulturelle Identität der koptisch-orthodoxen Christen prägt.

Ein weiteres Kapitel, das mich auf dieser Exkursion nachhaltig beeindruckt hat, waren die Spaziergänge im Arbeiterviertel nahe des großen Basars. Hier konnten wir uns einen Eindruck vom sozialen Klima in Ägyptens Hauptstadt machen. So sahen wir völ-

lig selbstverständlich muslimische Arbeiter, an deren Garagen der Thronvers prangte, in friedlicher Nachbarschaft neben Kopten, die öffentlich Ikonen der Jungfrau Maria ausstellten. Diese Szenen regten zum Nachdenken an.

Nach der Exkursion lernte ich meine eigene kulturelle Identität zu reflektieren und diese wertzuschätzen: Durch die interkulturelle Begegnung wurde ich mir nicht nur des Anderen, sondern auch meiner Selbst besser gewahr. Persönlich beeindruckte mich der tiefe Respekt, den die Kopten ihrer Tradition entgegenbringen.

Zu guter Letzt noch eine Anekdote, die das Voranschreiten der Technik auch im koptischen Mönchtum verdeutlicht: Bei einem Besuch des nahe der libyschen Wüste gelegenen Klosters Wadi el Natrun führte uns ein altehrwürdiger Mönch in der Anlage herum und stellte uns das antike Bauwerk vor. Zwischendurch musste er seine Führung unterbrechen. Aus seiner dunklen Kutte kamen Geräusche – er zog ein hochmodernes Smartphone hervor. Auch das zeigt Ägypten als Land der Gegensätze: Tradition und Moderne stehen nicht im Kampf miteinander, sondern ergänzen sich. Ich kann sagen, dass ich mich von dieser Exkursion auf allen Ebenen bereichert fühle und jedem empfehle, eine solche Gelegenheit im Studium zu nutzen!

Alberto Alfredo Winterberg (23) hat sein Bachelorstudium Koptologie abgeschlossen und studiert im zweiten Mastersemester Antike Kulturen, Indologie und Iranistik.

VON MONUMENTALEN ZWILLINGEN UND HERRSCHENDEN SKLAVEN

CHRISTIAN MAUDER

Rechts: Junge im Innenhof der Al-Azhar-Moschee.

Auf den ersten Blick wirken sie wie zwei kolossale Zwillingenbrüder, die darum ringen, einander an Größe und Pracht zu übertreffen. So sehr überragen die beiden Monumental-Moscheen alle anderen Bauten des Stadtviertels unterhalb der Zitadelle Kairo. Sie brauchen den Vergleich mit den gewaltigen pharaonischen Tempeln Ägyptens nicht zu scheuen. Erst bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass die scheinbaren Geschwister weit ungleicher sind als zuerst angenommen. Etliche Generationen trennen die im 14. Jahrhundert errichtete Sultan-Hasan-Moschee von der direkt neben ihr emporragenden Al-Rifa'i-Moschee, deren Geschichte gerade einmal 150 Jahre zurückreicht.

Es ist die ältere der beiden Moscheen, welche mir von all den architektonischen Meisterwerken am deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist. Ihr Erbauer und Namensgeber, Sultan al-Nasir Badr al-Din Hasan, gehörte zu einer Gruppe von Machthabern, die Ägypten von der Mitte des 13. bis in das 16. Jahrhundert hinein regierten: den Mamlukensultanen. Viele dieser Sultane wurden als ausländische Sklaven, welche man auf Arabisch »Mamluken« nennt, nach Ägypten gebracht und dort in den militärischen Künsten unterrichtet, ehe sie zu hohen Regierungsämtern und schließlich zur Herrschaft aufstiegen. Die Mehrheit der einheimischen Ägypter betrachtete diese fremde, dem Sklavenstand entstammende politische Elite mit Argwohn. In zeitgenössischen Quellen werden die Mamluken als »lüsterner als Affen, räuberischer als Ratten und gefährlicher als Wölfe« beschrieben. Mittelalterliche Chronisten schildern sie als ungebildete Barbaren, die weder an Bildung und Kultur noch an der islamischen Religion Interesse hatten und dem religiösen Recht keine Beachtung schenkten.

Eben diese von ihren Zeitgenossen als Barbaren verschrienen Mamluken waren es jedoch, die prachtvolle

religiöse Bauten wie die Sultan-Hasan-Moschee errichten ließen, welche bis heute das Stadtbild Kairo maßgeblich prägen, und erlesen verzierte Handschriften des Koran und anderer Werke in Auftrag gaben. Für sie verfasste Berichte künden außerdem von wissenschaftlichen Diskussionen, literarischen Salons und gelehrten Streitgesprächen, die an den mamlukischen Höfen stattfanden. Das Studium dieser und anderer Hinterlassenschaften der Mamlukensultane, die ich während der Exkursion erstmals direkt erleben konnte, hilft uns heute, das Herrschaftssystem der Mamlukensultane besser zu verstehen und hinter die Berichte der zeitgenössischen Chronisten zu blicken.

Angeregt durch Erlebnisse im Rahmen der Exkursion habe ich daher begonnen, mich in meiner wissenschaftlichen Arbeit intensiv mit dem politischen und kulturellen Leben der Mamlukenzeit zu beschäftigen. Dahinter steht nicht nur historisches Interesse an einem wichtigen Zeitalter der Geschichte des islamischen Ägyptens. Ein besseres Verständnis dieser Epoche, in der Männer über Ägypten herrschten, die von ihren Zeitgenossen häufig als areligiös legitimierte Gewaltherrscher verstanden wurden, kann uns heute auch dabei helfen, Einsicht in Themenkomplexe zu gewinnen, die von großer Relevanz für das gesellschaftliche und politische Leben in islamisch geprägten Staaten der Gegenwart sind. Hierzu zählt etwa das spannungsreiche Verhältnis von Religion, Kultur und Herrschaft in einem islamischen Gemeinwesen oder die Frage nach den Möglichkeiten der Legitimation weltlicher politischer Macht in einer muslimischen Gesellschaft. Zeugnisse vergangener Zeiten wie die Sultan-Hasan-Moschee helfen uns somit, Fragen zu beantworten, die sich heute dringlicher denn je stellen.

Christian Mauder (28) promoviert seit 2013 im Fach Arabistik. Er nahm 2007 an der landeskundlichen Exkursion nach Ägypten teil.





DEN LESESEL VERLASSEN UND ÄGYPTEN ERLEBEN

LUISE GÖRLITZ

Links: Blick über den Sinai nach dem Sonnenaufgang auf dem Mosesberg.

Studierende der Ethnologie lernen bereits im ersten Semester, keine »armchair anthropologists« zu sein. Das heißt, sie lesen nicht nur, sondern reisen in die Region, die sie untersuchen wollen. Daher ergriff ich gern die Chance, mit einer Gruppe von achtzehn Göttinger Studierenden im Sommer 2012 für sechs Wochen Ägypten zu bereisen. Wir besuchten die Großstädte Kairo und Alexandria, den Ferienort Marsa Matruh, die Oase Siwa, das koptische Kloster St. Bischoi und den Berg Sinai. Jeder Teilnehmer hatte bereits in Deutschland Kurzreferate vorbereitet, die an den jeweiligen Orten vorgetragen wurden. So informierte ich meine Kommilitonen über die Al-Rifa'i-Moschee in Kairo und über das römische Amphitheater in Alexandria.

Neben dem Besuch von religiös, kulturell und historisch wichtigen Stätten, wurde uns das alltägliche Leben in Ägypten nahe gebracht. Hier blieb mir besonders der Kontrast zwischen den einzelnen Stadtvierteln Kairos in Erinnerung. Ihre Unterschiedlichkeit spiegelte die sozialen Probleme und die kulturellen Schattierungen innerhalb des Landes deutlich wider. So war zum Beispiel auffällig, dass im Ferienort Marsa Matruh die religiöse Praxis etwas »strenger« abzulaufen schien als in allen anderen Orten, die wir besucht haben.

Wichtiger jedoch als der Besuch zahlreicher Orte waren mir die Erfahrungen mit der ägyptischen Kultur, der persönliche Kontakt zu Einheimischen, das Essen

und die Musik. Aber auch Gerüche und Geräusche spielten eine große Rolle dabei, das Land Ägypten und seine Menschen umfassender kennenzulernen. Kairo zum Beispiel setzt sich in meiner Erinnerung aus dem Geschmack von Koshary, dem Geruch von Staub, Abgasen und den gebackenen Süßkartoffeln der Straßenverkäufer, den Geräuschen der scheinbar unendlichen Massen hupender Autos und lauter Radiomusik, den Rufen der Händler und Muezzine zusammen. Hinzu kommen die Rufe der Leute an uns. »Welcome!« an jeder Ecke.

Die Erfahrungen von unserer Exkursion motivieren und bestätigen mich in meiner Studienwahl. Gelesene Inhalte kann ich jetzt leichter nachvollziehen, bestimmte Ansichten, historische Ereignisse oder religiöse Praktiken einordnen. Nur durch Reisen kann man als Europäer dieses Verständnis für eine fremde Kultur erhalten. Kein Buch der Welt kann uns letztendlich vermitteln, wie eine Kultur tatsächlich gelebt wird.

Ich bin dankbar für die Gelegenheit, die uns das Seminar für Islamwissenschaft gegeben hat und empfehle allen anderen Studierenden einer Kulturwissenschaft, sich ebenfalls loszureißen von der Pflichtlektüre und aufzubrechen in »ihre« Kulturen. So lernen sie, ihr Fach zu lieben!

Luise Görnitz (26) studiert im achten Semester Arabistik/Islamwissenschaft und Ethnologie.

STADT IST MIGRATION

Unterwegs auf der Suche nach einem Zuhause

SABINE HESS





Unterwegssein wurde zu einer zentralen Chiffre unseres spätmodernen Zeitalters. Dabei zeigen die unterschiedlichen historischen Migrationsbewegungen die lange Geschichte von Ortswechselln im Rahmen der kapitalistischen Entwicklung. Auf der Suche nach Glück, Arbeit, Zukunft, Bildung, Liebe und Freiheit führte es Menschen nicht nur in die nächsten Städte, sondern auch seit jeher über die Landesgrenzen hinaus. Ohne Migration wären Städte wie Göttingen heute noch kleine Marktflecken wie ehemals. Beim Forschungs- und Ausstellungsprojekt »Movements of Migration« erkundeten Studierende vom Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie die Göttinger Migrationsrealität mit ethnografischen, historischen und künstlerischen Mitteln und gaben damit nicht nur dem von der Hochschule propagierten Ziel der Internationalisierung einen neuen, kritischen Rahmen.

Vorherige Seiten: Das heutige Grenzdurchgangslager Friedland als Asylerrstaufnahmeeinrichtung: »Vom Tor zur Freiheit zum Leben im Wartestand« von Luise Marbach und der Studentin Natalie Zaika.

Rechts: Das Regieren der Migration heute – Blick auf Raum mit drei künstlerischen Arbeiten über Effekte und Wirkweisen gegenwärtiger Migrationspolitiken, von der Künstlerin Luise Marbach.

Eine Einführung von Sabine Hess

Göttingen wäre ohne Migration nicht die Stadt, die wir kennen – auch wenn Migration hier versteckter ist als in anderen Kommunen. Heute haben circa 18,5 Prozent der Göttinger Stadtbevölkerung einen Migrationshintergrund, sie kommen aus 172 verschiedenen Ländern – und hierbei sind die temporären ausländischen Studierenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Pendelmigrantinnen und -migranten und Menschen ohne Papiere gar nicht mitgezählt.

Diesen ursächlichen Zusammenhang von Migration und Stadt hat das forschende Ausstellungsprojekt »Movements of Migration« zum Ausgangspunkt seiner ethnografischen und historischen Erkundungen der Migrationsrealitäten in Göttingen gemacht. Dabei stießen die Forschenden nicht nur auf erhebliche blinde Flecken bezüglich des Migrationsthemas in den offiziellen Institutionen der kommunalen Erinnerungsarbeit und auf große Lücken in Archiven von Institutionen, die mit dem Thema befasst waren und sind, wie etwa das Arbeitsamt oder die Gewerkschaften. Auch fiel es der Forschungsgruppe zunächst schwer, Migration als prägenden Faktor der Stadtentwicklung aufzufinden:

Das Göttinger Stadtbild ist stark geprägt durch eine pittoreske Innenstadt, die Universität und eine sehr prä-sente Mittel- und Oberschicht – ganze Stadtviertel und Lebenswelten, die ungleich migrantischer geprägt sind, fallen hierbei jedoch aus dem Blick. So droht selbst die jüngste Nachkriegsgeschichte der Arbeitsmigration in Göttingen mit dem Ableben der ersten Generation an »Gastarbeiterinnen« und »Gastarbeitern« aus dem öffentlichen Gedächtnis zu verschwinden.

Neue Wege der Wissensvermittlung

Diese Ausgangslage war dem studentischen Forschungsprojekt am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Göttingen unter Leitung von Prof. Dr. Sabine Hess Anlass genug, die Ergebnisse der dreisemestrigen Forschungen von 14 Studierenden des Masterjahrgangs und der Visuellen Anthropologie (unterrichtet und betreut von Dr. Torsten Näser) in den städtischen Raum hinein zu tragen. So suchten die Beteiligten des Projekts von Anfang an nicht nur die Kooperation mit städtischen Akteuren wie dem Göttinger Kunstverein und migrantischen Gruppen, sondern auch die enge Zusammen-



arbeit mit sieben Künstlerinnen und Künstlern. Mit Hilfe künstlerischer Darstellungsweisen sollten die Forschungsergebnisse in Form einer Ausstellung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Neben einem Ausstellungsparcours, der vom 3. bis 30. März 2013 in der Göttinger Innenstadt zu sehen war, arbeiteten die Forschenden mit Webkünstlerinnen und -künstlern an einem digitalen Wissensarchiv. Das Wissensarchiv sollte eine kontinuierliche Aufarbeitung und Archivierung der Migrationsgeschichte Göttingens auch über das Ende des Ausstellungsprojekts hinweg ermöglichen.

Der Ausstellungsparcours: Walk of Migration, feste Stationen und Wissensarchiv

Das Ergebnis und Ziel des Projekts war ein Ausstellungsparcours durch die Innenstadt, der die Räume des Kunstvereins im Künstlerhaus mit zahlreichen Stationen im Stadtraum verband. Das Rückgrat bilde-

te das digitale Wissensarchiv, das alle recherchierten Materialien und Umsetzungen enthielt. Im Kunstverein wurden verschiedene thematische Bereiche der Stadtplanung, der Migrationspolitik, der vergessenen Proteste und der Migrationswege gestern und heute in eine installative Erzählung gebracht. Als zentraler Ort fungierte der Archivraum, der nicht nur zu weiteren eigenen Recherchen im Wissensarchiv von »Movements of Migration« einlud, sondern auch als Aufforderung zur Partizipation verstanden wurde, die eigene Geschichte der Migration, Gehörtes und Gesehenes in das Wissensarchiv einzuspeisen. Dies wurde unterstützt durch ein reichhaltiges Veranstaltungsprogramm in den Räumen des Kunstvereins, das die Ausstellung zu einer konkreten »contact zone« verwandelte, wie es neuere Museumstheorien fordern.

Weitere Informationen unter:

www.movements-of-migration.org



Container: »Leere Koffer« von CHARALAMBOS GANOTIS und FABIAN STOLTZ, aufbauend auf den Archivrecherchen von IRINA ARNOLD und ANISSA FINZI

Der Bahnhof gilt als einer der symbolträchtigsten Orte des Unterwegsseins. Auch in der öffentlichen Darstellung der Geschichte der Arbeitsmigration dominieren Bilder von überfüllten Zügen und Gleisen, fremdländisch aussehenden Menschen mit Koffern – eine Ikonografie des Nie-Ankommens? Das Ausstellungsprojekt griff diese Bildersprache auf und stellte sie in einen neuen Zusammenhang. Nicht verunsicherte Menschen,

die ankommen, bildeten das Thema der Arbeit »Leere Koffer«. Vielmehr rekonstruierten Forschungsarbeit und künstlerische Umsetzung in Form eines Comics, einer Soundinstallation und großaufgezogener historischer Fotografien – zufällige Funde im Stadtarchiv – einen Protestmarsch griechischer Arbeiter von 1963. Nach endlosen Klagen über ihre miserablen Arbeitsbedingungen, Wohnverhältnisse und den grassierenden Rassismus am Arbeitsplatz, die kein Gehör fanden, brachen sie zu Fuß auf und marschierten über den Bahnhof in den neun Kilometer entfernten Ort Friedland. Ihr Ziel war Griechenland, wo sie verkünden wollten, dass in Deutschland weder Milch noch Honig fließt.



Archiv-Raum: »Vita Nuova« von FLORIAN WÜST, aufbauend auf Forschungen von LENA CORNELIUS, ANISSA FINZI, NATALIE ZAIKA

Der Archiv-Raum mit der Wandarbeit »Vita Nuova« von Florian Wüst und dem Computerterminal des Wissensarchivs bildete das Herzstück der Ausstellung über die Geschichte und Gegenwart der Migration in Göttingen. Er war konzipiert als Plattform für eigene weitere Re-

cherchen, den Austausch während der Veranstaltungen und vor allem für die Teilnahme der Besucherinnen und Besucher am Aufbau des Wissensarchivs. Da die Forschenden des Ausstellungsprojekts nur Teile des Gesamtkomplexes der Migration in Göttingen sichten und analysieren konnten, war das digitale Archiv als fortlaufendes partizipatorisches Projekt angelegt. Dieses könnte an die städtischen Institutionen der kommunalen Erinnerungsarbeit übergeben werden.

Zudem hat das Projekt explizit die »heiligen Hallen« der Ausstellungsräume verlassen und insbesondere die Stimmen und den Protagonismus der Migration in einem Walk of Migration in den öffentlichen Stadtraum getragen. An verschiedenen gekennzeichneten Stationen in der Stadt – etwa einem Container am Bahnhofsvorplatz, einzelnen Läden in der Innenstadt oder einer Litfaßsäule am Marktplatz – machten thematische Zusammenschnitte dutzender Interviews mit verschiedensten Migrantinnen und Migranten sowohl die Bandbreite als auch die Gemeinsamkeiten ihrer Erfahrungen hörbar: die Ankunftssituation in einer noch fremden Umgebung, Wohn- und Arbeitsverhältnisse, aber auch rassistische Diskriminierungserfahrungen sowie Freundschaften und Kontakte. Die Konzentration auf Audiodokumentation und die Stimmen der Migration folgte einer auffallenden »Bilderlosigkeit«, mit der das Forschungsprojekt in Göttingen konfrontiert war. Entweder hatten die Protagonistinnen und Protagonisten nie viele Fotos und Zeitzeugnisse ihrer Migrationsgeschichte aufgehoben

oder sie hatten ihre Fotoalben bereits wieder ins Herkunftsland zurücktransportiert. Manche wollten uns ihre Bilder auch nicht zeigen – aus Angst aufgrund der eigenen Geschichte mit Repressionen und politischer Einschüchterung konfrontiert zu werden oder aus Angst vor sozialen Folgen seitens der Community. Angereichert und kontrastiert wurden die Erfahrungen der Migration durch Presseartikel und Archivfunde.

Der Hintergrund: Heterogenität, Praxis und Protagonismus der Migration

Angesichts der großen Forschungslücken zur Aufarbeitung der Geschichte und Gegenwart der Migration in Göttingen lag dem forschenden Ausstellungsprojekt ein historischer und gegenwartsbezogener Ansatz zugrunde. Dabei folgten die Forschungen bewusst weder der Logik historisch-chronologischen Erzählens noch der einer statistischen Erfassung, die beide auf dem Mythos einer vollständigen Erfass- und Darstellbarkeit der heterogenen Migrationsbewegungen beruhen.



Kiosk: »urban f(r)ictions – urban imaginations I und II« von BRITTA WERNECKE zusammen mit den Studierenden THOMAS GÜTH, SAMANTHA PFANZER

Die Pop-Art gestaltete übergroße Kioskinstallation steht für die Anwesenheit der migrantischen Ökonomien auch in der Göttinger Innenstadt. Doch während andere Mittel- und Großstädte Migration in diesem Zusammenhang längst als eine Ressource begreifen, in Szene setzen und dementsprechend auch fördern, ist in der offiziellen Stadtpolitik Göttingens hiervon nichts zu mer-

ken. Die Arbeit »urban f(r)ictions – urban imaginations« erzählt von dieser Diskrepanz. So konnten die Forschenden durch genaues Ablaufen der Gassen und Straßen die Dichte und Diversität migrantischer Läden kartografieren (eine städtische Aufstellung gibt es nicht) und mit den Ladenbesitzerinnen und -besitzern über ihre oftmals steinigen Wege in die Selbstständigkeit sprechen. Auszüge aus den Gesprächen wurden an zwei Hörstationen präsentiert. Dem gegenübergestellt wurden an einer weiteren Hörstation und einer Neonlaufschrift Aussagen städtischer Akteure, die von einer Nicht-Beachtung dieses Wirtschaftssektors zeugen.

Das Projekt ging auch weder von einer nationalen Geschichtsschreibung etwa im Sinne der Aufarbeitung der türkischen oder der spanischen Einwanderungsgeschichte aus, noch fokussierte es auf vorgegebene politische Kategorisierungen wie etwa nur auf die Gruppe der »Gastarbeitermigrantinnen« und »-migranten« oder »Geflüchteten«. Denn wer migriert schon in erster Linie als »Griechen« oder als »Türkin«? Auch sagen die offiziellen Einwanderungsformate nur wenig über die tatsächlichen Migrations- und Fluchtmotive aus, jedoch viel über die politisch möglichen legalen Einwanderungswege und die Regulation.

»Movements of Migration« basierte daher auf einem weiten, »konstruktivistischen« Begriff von Migration, der zum einen darum weiß, dass ohne migrations-

politische Kategorien und Zugriffe Migration einfach nur Mobilität wäre: Ohne Visumszwang und Grenzkontrollen wäre internationale Migration ein Ortswechsel wie jeder inländische Ortswechsel auch. Zum anderen basierte der Ansatz auf dem Wissen um die Heterogenität und Vielheit der Migrationsprojekte. Dem Projekt ging es daher um die ganze soziale und kategoriale Bandbreite sich historisch verändernder Praktiken und Strategien der Migrierenden – von Menschen, die als »Gastarbeiterinnen« und »Gastarbeiter«, als »Flüchtling«, mit einem »Studiervisum« einreisten oder ganz ohne Papiere kamen, bis hin zu der mit einem Touristenvisum eingereisten Hausarbeiterin oder den High Skilled Migrants.

BILDERECKE: »GEGEN WINDMÜHLEN«,

Film von WIEBKE UNGER und Installation
zusammen mit LUISE MARBACH

Rechts: Das Gegenteil von Mobilität – an den Ort festgesetzt:
»Der getötete Pass« – Filminstallation von Wiebke Unger und
der Künstlerin Luise Marbach.

Unterwegs sein ist für viele Menschen der westlichen Welt zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Für das einst internationale Paar George und Marina hat sich dies schlagartig verändert. Denn Georges Staatsangehörigkeit gilt in Deutschland als ungeklärt; er kann sich nicht hinreichend ausweisen und es gibt keinen Staat, der bereit ist, ihm einen Pass auszustellen. Und ohne Pass keine Mobilität. Weil Marina die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, schickte man ihn nach der Heirat in Tschechien nach Deutschland, wo George heute geduldet lebt. Das heißt, er darf das Bundesland nicht verlassen, kann keine Arbeitsstelle annehmen und muss sich alle sechs Monate bei der Ausländerbehörde melden.

Die Installation in Form einer Bilderwand ist einem gemütlichen Wohnzimmer-Bilder-Arrangement nachempfunden. Im Zentrum steht der 20-minütige Film »Gegen Windmühlen« von Wiebke Unger, der den Umgang des Paares mit der Passlosigkeit beleuchtet. Wiebke Unger sucht das Paar in ihren vier Wänden auf, die von Kreativität und Initiative künden. Sie begleitet es zu Behörden, die das Paar in

Göttingen festhalten. Unterbrochen wird die Erzählung über den Status quo mit Videoschnipseln ihrer Hochzeit, die Glück und Aufbruchstimmung präsentieren.

Neben dem Film und einigen Familienfotos enthalten die weiteren Bilderrahmen nicht etwa einen Schnappschuss aus dem letzten Urlaub, sondern demonstrieren die Bedeutung der Passlosigkeit und zeigen zusätzliche Aspekte des Hineinregierens durch bürokratische und rechtliche Verfahren in den privaten Bereich des Paares auf. So zieren vor allem Dokumente, Passfotos und Ablehnungsbescheide die Wand. Auch hängt an ihr ein von George gemaltes Gemälde, welches den Romanhelden Don Quijote zeigt, in dessen Geschichte der Künstler sein Leben verkörpert sieht. Auch das Fotoalbum ist bestückt mit Informationen und erklärenden Texten anstelle von trauten Familienbildern. Die Installation veranschaulicht somit anhand der Geschichte von Marina und George die Absurdität und Tragweite behördlicher Entscheidungen über die Staatszugehörigkeit.



MSF

Feldforschungs-
tagbuch
an Hand

IOM

EU-Außengrenze

Satellitenstädte

Mohd

UYRT

Reza

Bilin zu Wasser

Bilin zu Land

Bilin zu Wasser

Mohd

MSN

HCA - RASP

Brüssel an der Türkischen
„Außengrenze“

Fred

Adem

Bilin zu Wasser

HÄNGENDE WAND: »ROUTES OF MIGRATION«

Mapping und Bildcollage von
LUISE MARBACH zusammen mit der
Studentin MARIE FRÖHLICH

Links: Auf den Spuren derzeitiger Migrationsprojekte: »Routes of Migration«, Mapping und Bildcollage von LUISE MARBACH zusammen mit der Studentin MARIE FRÖHLICH.



Der Bürgerkrieg und das Flüchtlingsdrama in Syrien flimmern seit gut drei Jahren über unsere Bildschirme. Doch nur wenige Betroffene erreichen Deutschland; viele bleiben hängen in der Region und an den europäischen Außengrenzen, die die Europäische Union mit ihren Mitgliedsstaaten seit zehn Jahren zunehmend militärisch kontrolliert. Insgesamt findet das große Fluchtgeschehen nicht mehr bei uns, sondern an den Rändern der Europäischen Union statt. Wenn es Migrierende bis nach Deutschland schaffen, dann reisen sie oftmals als »Illegale« und sind von ihren schrecklichen Reiseerfahrungen schwer traumatisiert, so wie Birin.

»Routes of Migration« rekonstruiert die komplexe und hoch verzweigte Migrationsgeschichte des jungen syrischen Mannes Birin, der gleich zwei Mal versucht hat, zu seinen Verwandten in die Nähe Göttingens zu gelangen: ein Migrationsverlauf, der für heutige Migrationen eher den Regelfall als die Ausnahme dar-

stellt. Heute sitzt Birin in der Schweiz in einem Lager und wartet auf seine Abschiebung. Marie Fröhlich hat die Stationen seiner Geschichte in einer mitgehenden ethnografischen Forschung bis in die Türkei zurückverfolgt und sich gefragt, welche Institutionen und Akteure Birins Migration so derartig chaotisierten und fragmentierten und den jungen Syrer permanent mobil gehalten haben. All jene Institutionen, staatliche und nicht-staatliche, internationale und lokale, die Birins Migration direkt durch Zugriffe oder indirekt durch Programme und Gesetze beeinflussten, sind mit den verschiedenen farbigen Wimpeln an der Mappingwand zu finden. Die acht Farben der Wimpel markieren dabei die acht verschiedenen Kategorien, in die die Forscherin die unterschiedlichen Informationen eingruppiert hat: Zitate von Birin selbst, Einträge in das Forschungstagebuch, Zitate von anderen Transitmigrantinnen und -migranten, die Marie Fröhlich an den Hotspots des Migrationsgeschehens traf, Länderinformationen zur Migrations- und Grenz-

The pervasiveness of the »on the go« culture has become the hallmark of our late modern age. The myriad of historical migration streams mirror the long evolutionary process of human relocation taking place within the process of capitalistic development. Since time eternal, the quest for fortune, work, future, education, love and freedom not only drives people to nearby cities, but also across national borders. Without migratory movements, cities like Göttingen would still today only exist as small market villages.

This relationship between migration and urban areas was the starting point for the student research-based exhibition project »Movements of Migration« in its ethnographic and historic exploration of migratory realities in Göttingen. Indeed, the students discovered major blind spots at official municipal institutions and large gaps in the archives of agencies like the Public Employment Office and trade unions. Above and beyond that, the research group encountered initial difficulties in identifying migration as a characteristic factor of urban development in Göttingen. They experienced a city whose university and research establishments propagate – with notable self-assurance – the internationalisation and labour migration of what they call »high potentials«. This starting point was inspiration enough for the 14 students in the Master's and Visual Anthropology degree programmes to »go public« with their results. The work on this student research project at Göttingen University's Institute for Cultural Anthropology and

European Ethnology, led by Professor Sabine Hess, took three semesters to finalize.

The »Movements of Migration« exhibition project is a cooperation between the Kunstverein, Göttingen's art association, and migrant groups who all worked closely together with seven artists. By means of artistic performative activities, the research findings were converted into an exhibition, made accessible to a broader audience and have been reproduced one more time in this contribution to the research magazine. From March 3 – 30, 2013, moreover, the aims and outcomes of the project were presented as an exhibition parcours that threaded through the heart of the city, with numerous stations in the city linked to the rooms of the Kunstverein at the Künstlerhaus, Göttingen's Art House with Gallery. At the Kunstverein, various thematic areas relating to the municipal planning, migration policy, forgotten protests and migratory routes of yesterday and today were coalesced into artistic installations. The archive room functioned as a central place that motivated individuals to conduct further research in the »Movements of Migration« knowledge archive, but was also understood as an invitation for people to participate in feeding the knowledge archive with their own »heard and seen« migration history. The work centred around the digital knowledge archive. This archive contains all research materials and their implementations and can be accessed at www.movements-of-migration.org as part of this article. The knowledge archive was one of the first initiatives for archiving and processing Göttingen's migration history.

Prof. Dr. Sabine Hess, Jahrgang 1969, ist Professorin am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen. Von 1997 bis 2003 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturanthropologie in Frankfurt und schloss hier ihre Dissertation »Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa« zu transnationalen Migrationsstrategien von osteuropäischen Frauen ab. Anschließend arbeitete Sabine Hess ebenfalls in Frankfurt im Forschungs- und Kunstprojekt »Transit Migration«, ein Teilprojekt der von der Kulturstiftung des Bundes initiierten Ausstellung »Projekt Migration«

(Köln 2004/05). Von 2006 bis 2011 war sie Hochschulassistentin am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie war Kuratorin und wissenschaftliche Leiterin des interdisziplinären Forschungs- und Ausstellungsprojekts »Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration in München« (München 2008/09). Im Jahr 2011 wurde sie an die Universität Göttingen berufen. Ihre thematischen Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Globalisierung, Transnationalisierung und Europäisierung der europäischen Gesellschaften sowie Migrations-, Gender- und Arbeitsforschung.



SANSHIN-MUSIK UND KULTURELLE IDENTITÄT IN OKINAWA

Auf den Spuren einer inoffiziellen Hymne

SIMON WEISS & FELIX STEINBOCK



かぎやで風節

上	工	四	上	七	四	工	工	工
老	尺	〇	老	八	老	尺	尺	五
四	上	四	上	七	上	上	合	四
老	尺	老	尺	五	尺	上	工	四
上	工	上	上	工	工	老	五	乙
尺	合	尺	老	尺	五	四	尺	四
工	工	工	老	工	尺	上	工	合
五	合	合	四	五	工	尺	合	工
工	工	五	乙	尺	五	上	工	〇
尺	五	工	合	上	七	老	合	工
上	工	尺	合	尺	〇	四	工	五
老	尺	尺	老	尺		老	五	



Um zu erfahren, wie traditionelle Musik und kulturelle Identität auf der zu Japan gehörenden Insel Okinawa miteinander verbunden sind und sich über historische Einschnitte, politische Annektierungen und kulturelle Assimilierung hinweg verändern, hat eine Gruppe von Studierenden des Musikwissenschaftlichen Seminars eine weite Reise nach Asien angetreten. In ihrem Artikel zeigen sie unter anderem, dass sich ihr komplexes Forschungsthema in einem zufälligen Zusammentreffen mit Jugendlichen in einem 24-Stunden-Kiosk abbildet und auf eine wesentliche Frage komprimieren lässt: Warum stimmen die jungen Leute spontan ein traditionelles okinawanisches Lied an und singen es auf Japanisch?

Vorherige Seiten: *Sanshin no hi* in Yomitan. Im Hintergrund ist die Notationsweise von Sanshin-Musik zu sehen.

Rechte Seite: Ein *sanshin*. Dieses Exemplar wurde auf dem *sanshin no hi* unter den Zuschauern verlost.

Wir befinden uns in Naha, der Hauptstadt der japanischen Präfektur Okinawa, vor einem der 24 Stunden geöffneten Einkaufsläden, die in Japan *kombini* genannt werden. Es ist ein später Abend im März 2012. Der Parkplatz wird vom Neonlicht des Lädchens spärlich beleuchtet. Dort unterhalten wir uns gerade bei einem Bier, als wir von einer Gruppe ausgelassener japanischer Schüler angesprochen werden. Nach der üblichen förmlichen Vorstellung fragen wir, was den jungen Menschen Okinawa eigentlich bedeute und – sehr schnell – fangen zwei der Schüler an, das Lied *asadoya yunta* zu singen. Während unserer Feldforschungsreise auf Okinawa war dies nur eine von vielen Begegnungen, die uns zeigte, wie präsent okinawanische Tradition und Kultur im Alltag der Menschen sind. Vor allem Musik spielt hierbei eine wichtige Rolle. Das *sanshin*, als das charakteristische Saiteninstrument dieser Musik wie auch als Symbol für Okinawa schlechthin, ist allgegenwärtig: In Kneipen wird häufig *sanshin* gespielt; für Touristen ist das Instrument als Souvenir in fast jedem Laden auf Postkarten und als Schlüsselanhänger zu kaufen; schließlich taucht es in Werbekampagnen auf, die sich nicht nur an Touristen, sondern auch an Einheimische richten. Doch warum spielen Musik und Instrument eine derartig zentrale Rolle? Okinawa ist die südlichste Präfektur Japans, die sich

über die 1.200 Kilometer lange Inselgruppe zwischen Kyushu und Taiwan erstreckt. Sie umfasst dabei mit Ausnahme der Amami-Inseln das Gebiet des ehemaligen Königreiches Ryukyu.

Insgesamt leben 1,4 Millionen Menschen auf den Inselgruppen Okinawa, Miyako und Yaeyama. Die größte, am dichtesten bevölkerte Insel ist Okinawa-Honto, auf der sich auch die Hauptstadt Naha befindet. Dort liegt das königliche Schloss *shuri*, welches das politische Zentrum des ehemaligen Inselkönigreiches bildete.

Seit dem Jahr 1372 waren die Ryukyu-Inseln Teil eines größeren Systems chinesischer Tributstaaten. Über diese Beziehung kam wohl auch das *sanshin* nach Okinawa. Professor Hateruma von der Okinawa Prefectural University of Arts in Naha erklärte uns in einem Interview, dass das *sanshin* im 14. Jahrhundert aus China nach Okinawa gebracht wurde. Die Inklusion Okinawas in das chinesische Tributstaaten-system begünstigte die wirtschaftliche Entwicklung der zuvor eher armen Inselgruppe. Im Jahr 1429 fand die eigentliche Gründung des Ryukyu-Königreiches durch die Sho-Dynastie statt. Die strategische Lage zwischen den Großmächten China und Japan gestaltete sich als prekär und so war beispielsweise der Besitz von Waffen den Bewohnern der Ryukyu-Inseln





Gruppenfoto: Dennis Dellschow, Joshua Weitzel, Felix Steinbock, Simon Weiß, Chie Nagai, Monika Noga (von links oben nach rechts unten).

verboten. Dies erleichterte dem Shimatsu-Clan aus Satsuma, der heutigen japanischen Präfektur Kagoshima, das Inselkönigreich 1609 zu annektieren.

Zwar blieb das Königreich weiterhin formal bestehen, jedoch musste es einen regelmäßigen Tribut entrichten. Da das Ryukyu-Königreich auch im chinesischen Tribut-System verblieb, hatte es nun doppelte Tribut-Pflicht – an Japan und an China. Dieses Abhängigkeitsverhältnis bestand bis zur Meiji-Restauration im späten 19. Jahrhundert. Erst im Zuge des aufstrebenden Militärstaates Japan wurde das Ryukyu-Königreich 1879 aufgelöst und zur Präfektur Okinawa zusammengefügt. Bei dieser endgültigen Annexion durch Japan wurde die Bevölkerung der Ryukyu-Inseln einer starken Assimilationspolitik ausgesetzt: Wie in Korea und Taiwan verfolgte Japan auch hier eine *mission civilisatrice*. Deren kolonial gefärbter Grundgedanke war es, dass die Menschen auf den Ryukyus erst ein für angemessen befundenes ›Zivilisationsniveau‹ erreichen müssten, um eine Integration in den japanischen Staat zu ermöglichen. Eines der wichtigsten Mittel dieser Assimilationspolitik war die Einführung des Japanischen als Amtssprache. Ferner wurden die Wehrpflicht und

mit dem japanischen Schulsystem die Schulpflicht eingeführt, die effiziente Mittel der Zwangsassimilierung darstellten.

Von den japanischen Hauptinseln aus wurde eine homogene japanische Kultur postuliert. Die verschiedenen Kulturen der Ryukyus wurden nicht nur als minderwertig gebrandmarkt, sondern die skizzierten politischen Maßnahmen stellten eine bewusste Verdrängung essenziell kultureller Bestandteile dar, in dessen Zusammenhang die Verwendung des Begriffs eines kulturellen Genozides nicht ungerechtfertigt erscheint. Besonders die Musik und die religiösen Traditionen sollten verdrängt werden, indem beispielsweise alte Ryukyu-Kultstätten durch japanische Shinto-Schreine ersetzt wurden.

Diese Situation blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bestehen. Eine der letzten großen Schlachten des Pazifikkrieges mit über 150.000 Toten wurde im April 1945 auf Okinawa zwischen japanischen und US-amerikanischen Truppen ausgetragen – sie ist bis heute im kollektiven Gedächtnis der Okinawaner präsent. Nach der Niederlage Japans infolge der Atombombenabwürfe auf die Städte Nagasaki und Hiroshima wurde Okinawa von US-amerikanischen Truppen besetzt und stand unter Verwaltung der Vereinigten Staaten von Amerika. Trotz der Rückgabe 1972 an Japan ist bis heute ein Großteil der US-amerikanischen Pazifikstreitkräfte auf Okinawa stationiert: Zehn Prozent der Fläche Okinawas sind aktuell mit US-Basen bebaut.

Aus dieser Geschichte der Ryukyu-Inseln und den mit ihr einhergehenden Diskrepanzen zwischen Fremdherrschaft und Souveränität der Menschen und Kultur Okinawas ergab sich die Forschungsfrage unseres studentischen Projektes: Wie produzieren die Menschen Okinawas ihre kulturelle Identität durch Musik?

Die Frage nach der kulturellen Identität stellt sich einerseits vor dem Hintergrund der okinawanischen Geschichte, andererseits vor dem der aktuellen politischen Situation der Menschen, die auf Okinawa leben. Hinzu kommt die breite Vermarktung okinawanischer Musik und Kultur sowohl innerhalb als auch außerhalb Okinawas.

Unsere Fragestellung nimmt deswegen mehrere Teilaspekte in den Blick: Wie und warum haben die Schüler vor dem kleinen Supermarkt das Stück *asadoya yunta* gelernt? Warum singen sie es auf Japanisch – und nicht in einer okinawanischen Sprache? Wie wird die Musik und ihre Kultur vermittelt, und was hält sie lebendig? Im Zentrum der Suche nach Antworten auf diese Fra-



gen stand für uns die Geschichte des *sanshin*. Diese dreisaitige Spießlaute war einst der Oberschicht vorbehalten. Aus teuren, meist importierten Rohstoffen gebaut, galt sie als Statussymbol der adligen Klasse. Später wurde das Instrument breiteren Schichten der Bevölkerung zugänglich, wobei es nichts von seinem ideellen Wert als Statussymbol und Hausschatz einbüßte. Laut Hateruma dekoriert es auch heute noch die Tokonoma – jene Nische in japanischen Haushalten, in der Dinge von hohem ideellen Wert aufbewahrt werden.

In diesem Zusammenhang erscheint es bemerkenswert, wie ein Instrument und seine Musik im Laufe der Zeit seine soziale, intrakulturelle Verbreitung zum einen erweitern, sich aber auch gegen Annexion, kulturellen Genozid und Krieg verteidigen konnte. Bis zum heutigen Tag ist diese Tradition aktuell und lebendig. Hateruma berichtet uns von Wettbewerben für neue Volkslieder, auf denen sowohl alte als auch junge Menschen ihre selbstgedichteten Stücke vortragen. »Von diesen«, so Hateruma, »werden derzeit täglich mehrere geschrieben.« Dass die traditionelle Musik Okinawas Alt und Jung anspricht, merkten wir auch, als wir den *sanshin no hi* – den Sanshin-Tag – in der kleinen Stadt Yomitan besuchten. Dieses Interesse innerhalb der Bevölkerung bestätigte uns die lebensweltliche Relevanz und Aktualität unserer Forschungsfrage.

Kumi Odori-Tänzerin bei einer Probe an der Okinawa Prefectural University of Arts, Naha.

Eine mit der Musik untrennbar verbundene Problematik ist die des Aussterbens von lokalen Sprachen und anderen Kulturgütern Okinawas: Es lässt sich nicht leugnen, dass ein Großteil des okinawanischen Kulturgutes der Japanisierung zum Opfer fiel und auch heute noch davon betroffen ist. Laut Hateruma gehen immer mehr der *koyou* – Lieder der Landbevölkerung – verloren. Ähnliches gilt für die Sprachen: Hateruma prognostiziert, dass in den nächsten 30 Jahren die Sprache von Okinawa verschwunden sein wird; er schlägt dringende Gegenmaßnahmen vor. Nicht nur mit der Veröffentlichung eines Wörterbuchs für eine der Sprachen Okinawas will er zum Erhalt seiner Kultur beitragen. Das Wörterbuch motiviere auch andere dazu, Lerngruppen für die vom Aussterben bedrohte Sprache zu planen.

Wie Hateruma kämpft auch Fija Bairon gegen die Verdrängung und bemüht sich um den Erhalt und die Weitervermittlung von Sprachen, Kultur und Tradition. Bairon ist ein okinawanischer Aktivist für Sprachen und Sanshin-Musik, mit dem wir während unseres Feldforschungsaufenthaltes ein ausführliches Interview geführt haben. Er ist der Sohn einer Oki-



Interview mit Professor Hateruma an der Okinawa Prefectural University of Arts, Naha.

nawanerin und eines US-amerikanischen Soldaten, den er nie gekannt hat. Im Alter von circa 20 Jahren begann er das *sanshin* zu spielen und engagierte sich zunehmend für die okinawanischen Sprachen und ihre Weitervermittlung. Er selbst sieht sich vor allem in Yamato, den japanischen Hauptinseln, aufgrund seines kaum ostasiatischen Aussehens häufig mit Rassismus konfrontiert. Dem setzt er eine starke Betonung seiner okinawanischen Herkunft entgegen. So legt er zum Beispiel Wert auf die okinawanische Aussprache seines Namens – Fija – der im Japanischen »Higa« ausgesprochen wird.

Dass Bairon mit seinem Interesse an der okinawanischen Kultur nicht alleine ist, zeigt der von vielen Generationen gut besuchte *sanshin no hi*. Allerdings geht aus den Schilderungen des Aktivisten hervor, dass dieses Interesse nicht immer so stark ausgeprägt war. »Als ich 17 oder 18 Jahre alt war, als Teenager, da haben wir alle die Kultur von Okinawa abgelehnt«, berichtet Bairon. »Wir haben nicht erkannt, dass unsere eigene Kultur sehr gut ist. Wir haben sie als dreckig und als sehr schlecht eingeschätzt. Ich

war da keine Ausnahme. Ich wollte ein Rockstar sein, Bon Jovi oder Beatles.«

Dass dieses Interesse an der eigenen Kultur zugenommen hat, ist wohl auch mit dem Phänomen namens »Okinawa-Boom« verknüpft. »Okinawa-Boom« meint eine Summe von Ereignissen, die dazu führten, dass vor allem das japanische Hauptland seiner ärmsten Präfektur und deren Kultur mehr Aufmerksamkeit schenkte. Fija Bairon kommt auf diesen Einfluss Japans ebenfalls zu sprechen. Die Anfänge des Okinawa-Booms beschreibt er zynisch mit den Worten: »Tokyo hatte beschlossen, dass Okinawa toll sei.« Er sieht in dem japanischen Interesse an Okinawa die Ursache dafür, dass das Interesse der Okinawaner an ihrer eigenen Kultur wieder stärker wird.

»The Boom« heißt auch eine Band aus Saitama nahe Tokyo, deren Lied *shima uta* aus dem Jahr 1992 zum Okinawa-Boom maßgeblich beigetragen hat. Obwohl kein Mitglied der Band aus Okinawa stammt, wurde das Lied in der Präfektur Okinawa als neues Volkslied angenommen. Dabei wurde es auch in



lokale Sprachen übertragen. 2001 wurde es durch eine japanischsprachige Version des Argentiniers Alfredo Casero zum Hit in Argentinien, zur Hymne der argentinischen Fußballnationalmannschaft und schließlich zur Stadionhymne der Fußball-Weltmeisterschaft in Japan und Korea 2002, nachdem japanische Fußballfans es adaptiert hatten. Was alles passiert, wenn einem Musikstück an ganz verschiedenen Orten Bedeutung zugeschrieben wird, ist komplex und vielschichtig. An *shima uta* wird das deutlich. Wie viele Versionen von *shima uta* es gibt und welche Bedeutung sie haben, ist letztlich kaum zu sagen.

Ähnlich kompliziert ist es mit dem uns am *kombini* vorgesungenen *asadoya yunta*, das in zahlreichen Instrumentationen, Sprachen und Versionen existiert.

Wir haben versucht, in Interviews möglichst viele Informationen hierzu zusammenzutragen. Doch die Frage dieses Projektes nach der Produktion kultureller Identität durch Musik erforderte nicht nur das Sammeln empirischer Informationen, sondern im ersten



Wussten Sie schon, dass es zwischen zehn japanischen Universitäten und der Georgia Augusta langjährige Beziehungen gibt?

Nachbau eines *kankara sanshin*.

Schritt auch ein theoretisches Durchdenken unserer Ausgangsfrage, vor allem der nach dem Zusammenhang zwischen Musik und Identität. Der Grundgedanke der formulierten Anfangsthese, dass nämlich kulturelle Identität durch die Rezeption, Aufführung und das Machen von Musik mitproduziert wird, rekurriert auf einen Aufsatz des Musikwissenschaftlers Simon Frith mit dem Titel *Music and Identity*.

Darin vertritt Frith die Ansicht, dass sich Konzepte kultureller Identität erst durch das Teilhaben und Teilnehmen an kultureller Praxis manifestieren. Er denkt also Identität nicht als statisches Gebilde, sondern als ständigen Prozess des Strebens nach einem unerreichbaren Ideal. Während Frith sich dabei auf Musik spezialisiert, lässt sich dies wohl auch auf andere kulturelle Praktiken übertragen, wie beispielsweise das Verfassen, Lesen, Hören von Prosa und Poesie oder das Verfassen, Inszenieren, Spielen, Anschauen von Theaterstücken. Bei dem Hintergrund dieser theoretischen Prämisse geht es in der konkreten empirischen Forschung weniger darum, in musikalischen Strukturen selbst das identitätsstiftende Moment vermeintlich zu »lokalisieren«. Vielmehr ist der Fokus auf die Praxis von Musikausübung zu richten und danach zu fragen, wie diese Praxis und Erfahrung von Sanshin-Musik die Menschen in einer sozialen Welt namens Okinawa verortet – und wie sich die Menschen wiederum in dieser Praxis verorten.

An jenem Abend vor dem *kombini* traf eine Gruppe junger okinawanischer Schüler auf drei Studierende aus Deutschland. Auf die Frage nach der Bedeutung Okinawas für sie beginnen diese Schüler *asadoya yunta* zu singen. In dieser Situation manifestierten sich alle Aspekte unserer Überlegungen und es wurde ersichtlich, dass wir hierin – ohne es anfangs zu wissen – viele Facetten der Kultur und insbesondere Musik auf Okinawa präsentiert bekamen. Die Tatsache, dass junge Menschen in ihrer Freizeit ein bekanntes okinawanisches Volkslied singen, zeigt, dass die okinawanische Musik auch bei jüngeren Generationen Teil des Alltags sein kann und einen wesentlichen identifikatorischen Bezugspunkt für diese Menschen darstellt. *Asadoya yunta* könnte hinsichtlich seiner Popularität und Brisanz als die inoffizielle okinawanische Hymne beschrieben werden.

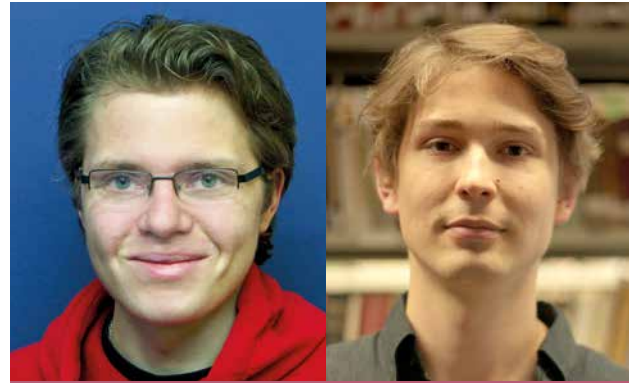
Gleichzeitig wird aber auch der japanische Einfluss auf die okinawanische Musik und Kultur deutlich: Die Version, die die jungen Menschen sangen, war die japanische Neudichtung des Liedes, welche inzwischen bekannter ist als die ursprüngliche Version in einer der alten okinawanischen Sprachen.

Die Frage, ob eine Bedeutung des Liedes als inoffizielle Hymne auf einer Fremdzuschreibung seitens Japan beruht, bleibt dabei freilich ungeklärt. Viel wichtiger erscheint uns hier eher der Aspekt, dass uns dieses Lied in der japanischen Version und nicht in einer der lokalen Sprachen vorgesungen wurde. Durch den japanischen Kultur-Imperialismus wurden die lokalen Sprachen der Ryukyus zwar nahezu vollständig verdrängt, eine Identifizierung mit bestimmten Liedern und Instrumenten der eigenen Kultur und Geschichte konnte jedoch nicht erzwungen werden. Aus genau dieser ambivalenten Spannung zwischen Fremdherrschaft und Souveränität, zwischen Veränderung und Kontinuität kultureller Praktiken, entsprang das Interesse, welches unser Forschungsprojekt und unsere Reise nach Okinawa motiviert hat.

This article is about a student-led research project on music and cultural identity in Okinawa. Following an outline and contextualization of the project, we elaborate on our methods and theoretical framework as well as on our research findings. The article sheds light on how music and cultural identity are performed by the people of Okinawa; at the same time, we take into account and reflect upon processes related to our own learning about, and engaging with, that topic. Further, the article will ask whether and in how far »going places« is still necessary for academic research in times where large parts of our planet are virtually connected via global media like television and the Internet. We will show that some answers to these questions can be drawn directly from the project's main research question, »how do people living on Okinawa produce cultural identity through music?«

The theoretical framework of this central question has been inspired by Simon Frith's ideas and arguments about music and cultural identity.

Please keep in mind that this project is still work in progress. While some conclusions can already be made, at this point in time the research is still on-going. The article thus reflects the current state of research progress. None of the conclusions presented in the text are final; yet, they do give a clear indication of where our research is heading.



Simon Weiß (links), geboren 1988, studiert derzeit an der Georg-August-Universität Göttingen Musikwissenschaft und Philosophie. Sein Interesse gilt der Musikwissenschaft mit besonderem Fokus auf Rap-Music diasporischer Gruppierungen in Deutschland.

Felix Steinbock (rechts), Jahrgang 1991, studiert an der Georg-August-Universität Göttingen Soziologie und Musikwissenschaft. Im Wintersemester 2013/14 entstand seine Bachelor-Arbeit, die auf dem vorgestellten Projekt aufbaut. Seine Schwerpunkte sind die Kulturelle Musikwissenschaft und Kultursoziologie.

Das Projekt wurde begleitet und unterstützt von Prof. Dr. Birgit Abels.



Sanshin-Musik können Sie in der Tablet-Version hören.

τρεσσαρακοντα ετη. **Ε**ποσθλι γαρ εσθλι εσσηνωβλ με
 μηλ σελ φη ουκ η μουλα φλοσακ νιν. εδουαλονη πορο κα
 λο μνηοικαι δφαιαμ. και θαορον πασο αυτη μεν αιμα
 ραβλοσονται. δοριαλωται δφαιωται δια νου υοτα. πδουα
 ραλορ που τιω αυτου βητη βρη μεω δφαιαμ παρδ κδασ
 χρονον. θασο αυτοι καταρ αλω φλοσαμ. **Δ**ιο προ
 σωχθη αυτη γενεα εκεινη. και ει πα αει πλαμον και
 τη καρ δτω. **Ο**δωλιω λαο και ο σμμοχοσ αυτη του
 παροσα χυμωαι. μωρε φη φηρη καιη τουτου φλοσαμ βηβ
 καιη νη βαμ ε κη μνω βηδ βημ ξαμω το κου φορ αυτω
 και δρι ποσορ τιω νωσ μεω; δασ. **Α**υτοι δε ου κε
 ετην σακ πασ ο δουε μον ως ω μωσα εν τη ορη των ει
 σελ εν σαται ει ετη κατα παν σιη μω.

Οιδε. ταισ ω μεω μεσ μβρωσ αυτω λαοσ προσχην ουκ η φβλη
 σαμ. ου δβη φαμβλ φ αλωαι τιω απω λωω κ μου λη φλοσαμ
 ου δλι χαριη ποιο τιω πατρ αυη βωνηβλ μεν λο ου κδωτη
 λαοσαρ μω. τημ νω γαρ εκη κη. καταπαωσημ αυτου προσ
 ηρ βδοση. η κατατοιο αλλωσ βρ μελω ατασ αγωπαωσημ. ε
 ποσθλι γαρ βη ηλι βρη μεω μεθαμασσο ασο δοι ποροω πα ε
 ποτωμ ποσχηασ. τιωσ κη μωσ η μω μεν λο βη η καταοι μω
 οφσ βη ε μωσ βη. βη δβη η μωσ βωνηβλ. και αυτοι πασ
 οδωσο ρηασ βω αι σαμ το και η σκ λωη τοιο φη ε ρω θησιν
 βη βωση χωρι οιο. φλω πασο καταπαωσημ εκ αλ βεν τιω
 βωνηβλ ασο τιω νω. ο δουσ δβη πασ οι μω μωσ μωσ βη κ αι
 λβεν.

Ωδω πα δαδ ο πε ο αι κοσ ω κο δε μει πο μετ
 τη αι χ μαλωσ αν. απε πι γραφοι παρε βραι οιο. **Ο**
 οδω αυ τιω ο μωσ δαδ φραφημ βωι νε αφηη ου τε μελω
 οι φραφησ τιω πορο φη η φαν ηρ μελω αλω πα. αλλοσ δι
 ποσ ασο βωι κβη τιω βωι ποσ λωσ διαφοι αν του φαλ μωσ κα
 τη δωμ. πατω τιω τε φη κ βημ βωι νε αφημ. αρμω η φη δε ε
 τοιο βη καμω λα γωσ βωνηβλ οιοσ η. και πομ φη φη δφμαμ
 νοιο μωσ η του γραμματωσ βωι φαι φω. εση δη παρ βηαν

12. Juli 1880. In den frühen Morgenstunden wütet ein Feuer im Hause des berühmten Althistorikers Theodor Mommsen in Berlin Charlottenburg. Nicht nur Teile der Bibliothek, sondern auch wertvolle historische Handschriftenbestände werden für immer vernichtet. Ein Wendepunkt für die Handschriftenforschung: Konnten Forscherinnen und Forscher bis dato die Handschriften zu Studienzwecken entleihen, beendeten die meisten europäischen Bibliotheken danach ihre liberale Leihpolitik. Bis heute.

Vorherige Doppelseite: Multispektralaufnahme des *Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21, 257Bv & 255r, *scriptura superior* («Obere Schrift») & *scriptura inferior* («Untere Schrift»), Rekonstruktion.

Möchte man heutzutage eine Handschrift im Original einsehen, kommt man nicht umhin, zur Konsultation in die Bibliothek zu reisen. Dennoch ist die Autopsie eher die Ausnahme: Längst liegen die meisten Handschriften in Reproduktionen vor – mikroverfilmt oder digitalisiert. In manchen Fällen aber reichen diese einfachen Standardreproduktionen nicht aus; vor allem dann nicht, wenn es sich um besonders schwer lesbare Handschriften handelt. Zu dieser Gruppe zählen die sogenannten Palimpsesthandschriften, die in weiten Teilen aus Pergament bestehen, das während eines »Recyclingprozesses« abgewaschen und anschließend erneut beschrieben wurde. Mittels moderner technischer Verfahren ist es jedoch möglich, die abgewaschene Schrift wieder sichtbar werden zu lassen.

Eben damit befasste sich das Forschungsprojekt der Theologischen Fakultät »Biblical Manuscripts in the Digital Age«, durchgeführt von einem Team Studierender im Rahmen des Förderprogramms »Forschungsorientiertes Lehren und Lernen« (FoLL) der Georg-August-Universität Göttingen unter Leitung von Felix Albrecht. Ziel war es, eine weitestgehend unerforschte Handschrift der Bodleian Library digital zu erschließen (*Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21). Mit den bereits vorhandenen Digitalisaten ließ sich

nicht arbeiten, sodass im Zuge einer Forschungsreise multispektrale Spezialaufnahmen in der Oxforder Bibliothek angefertigt werden mussten. Die Fotografie ist dabei nur eine von vielen Möglichkeiten, die ausgewaschene Schrift eines Palimpsestes wieder sichtbar werden zu lassen. Gleichwohl ist sie die einzige Methode, die das Pergament nicht schädigt.

Von Galläpfeln und Schwefelleber

Einst wurden Chemikalien verwendet, um die verblassten Schriftzüge wieder lesbar zu machen. Im 19. Jahrhundert bediente man sich in der Hauptsache dreier Substanzen, deren Anwendungsspuren sich auch in der Oxforder Handschrift nachweisen lassen: Galläpfeltinktur, Schwefellebertinkturen und die sogenannte Giobertische Tinktur. Sie alle führten zu teils schweren Beschädigungen des Pergaments. Traurige Berühmtheit erlangte eine Göttinger Handschrift des Grafen Rudolf, die 1826/27 von Wilhelm Grimm mit kalkiger Schwefellebertinktur behandelt worden war und heute nahezu völlig unlesbar ist (SUB Göttingen, *Codex Göttingensis* MS. Philol. 184:7).

Die »Erste internationale Konferenz zur Erhaltung und Ausbesserung alter Handschriften« in St. Gallen (1898) thematisierte daher die Schadhaftigkeit der alten Verfahren und empfahl die Fotografie als Alternative. In der Folgezeit experimentierte man mit der neuen Methode und entwickelte zugleich neue,



Arbeit an der Handschrift.

mitunter nicht weniger schädigende Verfahren. So wurde etwa im Palimpsest-Institut der Erzabtei Beuron die sogenannte »Kontaktoxydationsmethode« erfunden, welche sich ebenfalls die chemische Reaktionsfähigkeit der Tinten zunutze machte und ein direktes »Kopieren« der Texte ermöglichte. Der Erste Weltkrieg unterbrach jedoch jene Arbeit. Ab diesem Zeitpunkt verwendete man vornehmlich UV-Licht zur Entzifferung. Unter UV-Licht fluoresziert das Pergament, wobei die Tintenspuren die Photonen des Lichts absorbieren, während das Pergament sie reflektiert. Im Ergebnis wird der Kontrast zwischen Tintenspuren und Pergament verstärkt. Allerdings verändert das UV-Licht konventioneller UV-Lampen aufgrund der hohen Hitzeentwicklung den relativen Feuchtigkeitsgehalt des Pergaments, was bei längerer Bestrahlung Schäden verursachen kann.

Daher greift die moderne Forschung auf die LED-Technologie zurück. Diese Beleuchtungsmethode erzeugt nur wenig thermische Energie. Zudem sind beim Fotografieren keine Sperrfilter vonnöten, welche die optische Abbildungsqualität beeinträchtigen könnten, da die Lichtquellen an sich monochromatisch sind und distinkte Spektren abdecken. Auf diese Weise können digitale Bilder unter diversen Beleuchtungsszenarien erstellt werden, die anschließend automatisiert verglichen und nach speziellen Algorithmen kombiniert werden. So lässt sich die

Lesbarkeit der unteren Schriftebene verbessern und die obere Schriftebene automatisch ausblenden. Ein solches Verfahren des »Multispectral Imaging«, das sich die optischen Eigenschaften des Pergaments zu eigen macht, wurde auf die Oxforder Handschrift angewendet. Da die technischen Voraussetzungen dazu in den wenigsten Bibliotheken gegeben sind, bleibt oftmals nur eine letzte Möglichkeit: Der Forscher muss mit seiner Spezialausrüstung in die Bibliothek reisen, um die Handschrift vor Ort selbständig zu digitalisieren. Nur am Original kann er die genaue Beschaffenheit des Beschreibstoffes, die von Seite zu Seite variieren kann, angemessen berücksichtigen und den Digitalisierungsprozess auf die besonderen Anforderungen abstimmen.

Von Verona nach Oxford

Die Handschrift der Bodleian Library mit der Signatur *Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21 hat eine bewegte Geschichte. Im 18. Jahrhundert gehörte sie zur Sammlung Saibante im norditalienischen Verona. Diese in ihrer Art und für ihre Zeit beispielhafte Sammlung wurde von Giovanni Saibante begründet. Die Sammlung war nicht zuletzt aufgrund ihres reichen Bestandes an französischen, italienischen und lateinischen Handschriften – rund 1.300 an der Zahl – herausragend. Unter ihnen befanden sich auch 80 Handschriften in griechischer Sprache.

Die Bestände der Sammlung Saibante wurden von Bernard de Montfaucon (1655–1741) in Teilen katalogisiert. Als Montfaucon zwischen 1698 und 1701 in Italien weilte, bot sich ihm der erste Kontakt. Eine Beschreibung veröffentlichte er in seiner *Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova* (1739), einem Katalog griechischer Handschriften in europäischen Bibliotheken.

War die Sammlung im 18. Jahrhundert noch vollständig, wurde sie in der Folgezeit aufgelöst. Ein Teil verblieb in Verona, ein anderer gelangte nach Florenz, Paris und schließlich in die Bodleian Library nach Oxford. Der Abbé Luigi Celotti bot 1820 einige seiner Handschriften englischen Bibliotheken an. Für 500 Pfund verkaufte er schließlich 50 griechische Handschriften an die Bodleian Library. Er

gab vor, sämtliche stammten aus der Sammlung Saibante. Im darauffolgenden Jahr bot er in London eine weitere Auswahl von Handschriften an, die ebenfalls als Exponate der Veroneser Sammlung beworben wurden. Aber nur zehn der von Celotti angebotenen Handschriften lassen sich über den historischen Katalog der Sammlung identifizieren. Zu ihnen zählt der *Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21.

Von Göttingen nach Oxford

Mittels Multispektral-Fotografie ist es nun möglich, die Geschichte der Handschrift noch weit über das 18. Jahrhundert hinaus zu beleuchten, sozusagen

Rechts: David Howell und Felix Albrecht



Der *Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21 ist eine Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts im Quartformat und umfasst 393 Blatt. Im 16. Jahrhundert wurden Fehlstellen ergänzt. Die untere Schrift (*scriptura inferior*) bietet Reste unterschiedlicher älterer Handschriften (*Codices antiquiores*), die jedoch bisher nur teilweise oder unzureichend studiert worden sind. Insgesamt besteht die heutige Handschrift aus Teilen fünf verschiedener *Codices antiquiores*. In der Forschung fanden nur zwei davon Beachtung. Doch bestehen auch die übrigen Blätter der Handschrift zu einem Gutteil aus palimpsestiertem Pergament.

Der französische Gelehrte und Benediktiner Bernard de Montfaucon (1655–1741) wurde am 16. Januar 1655 auf dem Château de Soulatgé in der Languedoc geboren. Montfaucon gilt als Begründer der modernen griechischen Handschriftenforschung. Die 1708 veröffentlichte *Palaeographia graeca* ist bis heute ein nützliches Hilfsmittel für die Paläografen, respektive den Paläografen. Montfaucon verstarb am 21. Dezember 1741 in Paris.





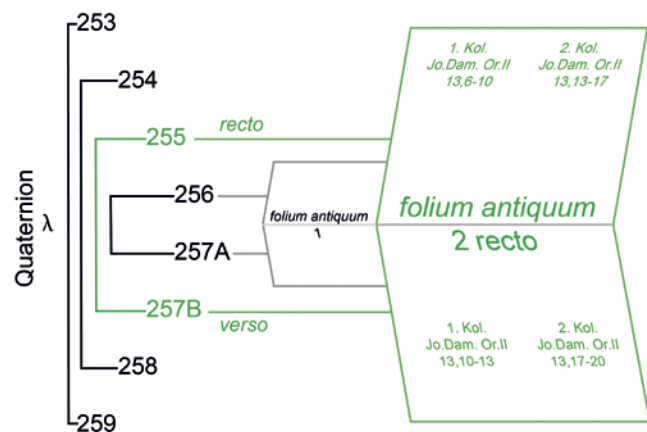
eine Reise in die Vergangenheit zu unternehmen, die uns bis ins 9. Jahrhundert führt. Hierzu bedarf es freilich einiger Vorbereitungen. Eine erfolgreiche Digitalisierung setzt voraus, dass die Prozessbeteiligten einerseits Erfahrung im Umgang mit Handschriften mitbringen und andererseits mit der besonderen fotografischen Methode vertraut sind. Aus diesem Grunde wurde das technische Verfahren im Vorfeld der Reise von den Studierenden ausführlich erprobt. Hierzu diente ein interdisziplinärer Workshop (»Advanced Methods in Multispectral Imaging«, April 2013) in Kooperation mit der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, der maßgeblich von der Fritz Thyssen Stiftung gefördert wurde. Im Zentrum des Workshops stand Schriftgut, das durch Verkohlung stark beschädigt und unlesbar geworden war: zum einen von der Klassik Stiftung Weimar zur Verfügung gestellte Autografen der Herzogin Anna Amalia, vom Brand der Anna Amalia Bibliothek 2004 stark beschädigt. Zum anderen handelte es sich um verkohlte Schriftstücke aus der 1938 zerstörten Synagoge in Verden an der Aller, die 2011 bei Erdarbeiten entdeckt worden waren. In beiden Fällen kam die Multispektral-Fotografie erfolgreich zum Einsatz.

Im Mai 2013 gewährte man uns schließlich zwei Tage lang uneingeschränkter Zugang zur Handschrift. In der Restaurierungswerkstatt der Bodleian Library konnten wir die Digitalisierung erfolgreich durchführen und abschließen. Dem Chefrestaurator, David Howell, und dem Leiter der Handschriftenabteilung, Dr. Martin Kauffmann, gebührt an dieser Stelle außerordentlicher Dank für die großzügige, personelle und sachliche Unterstützung, die vor Ort

einen reibungslosen Arbeitsablauf ermöglichte. So konnte jede einzelne Seite digital erfasst werden. Die Spezialaufnahmen lassen die Handschrift nunmehr in völlig neuem Licht erscheinen: Die für das menschliche Auge kaum sichtbaren Schriftzüge kommen erneut zum Vorschein.

Die Handschrift offenbart ihr Geheimnis

Die nachfolgenden Untersuchungen ergaben, dass der Codex mehr Traktate enthält, als zunächst angenommen. Zu den neu entdeckten Schriften zählt eine Predigt des Johannes von Damaskus, namentlich die *Oratio secunda*. Sie ist Teil einer Predigtreihe des Johannes von Damaskus über die Jungfrau Maria, die vermutlich im Rahmen des in Jerusalem zelebrierten Festes Mariä Himmelfahrt gehalten wurde – seit dem 6. Jahrhundert am 15. August.



Rekonstruktion des Quaternion λ mit *Folium antiquum 2 recto*.



Verkohltes Fragment der Verdenener Synagoge: Pinchas Jakob ben Ruben ha-Kohen (Hg.): Jakob Jehuda Leib ben Schemaia Kroch, *Sefer Chasaka rabba*, Bd. 3, Leipzig 1934, S. 144 (Identifikation: Elisabeth Singer); links Normalaufnahme, rechts Multispektralaufnahme.

Johannes von Damaskus (650–750 n. Chr.) stammte aus einer vornehmen in Damaskus ansässigen Familie, die dem christlichen Glauben angehörte. Zunächst versah er ein öffentliches Amt in seiner Heimatstadt, verließ diese aber, als die antichristliche Haltung unter islamischer Herrschaft erstarkte. Er trat in das Kloster Mar Saba ein, wo er den Großteil seiner Schriften verfasste.



Die *Oratio secunda* handelt von der Entschlafung und Entrückung Marias. Die neu entdeckte Oxford Handschrift ist der älteste bekannte Zeuge für diesen Text.

Auf Grundlage der Multispektralaufnahmen konnten einzelne Blätter der ursprünglichen Handschrift des Johannes von Damaskus erfolgreich rekonstruiert werden. Die alten, großen Einzelblätter wurden bei ihrer Wiederverwendung im

12. Jahrhundert als Doppelblätter in die neue Handschrift eingebunden. Dazu wurden die alten Blätter gefaltet und um 90 Grad gedreht. Vier solcher Doppelblätter ergaben ein sogenanntes Quaternion. So entstand eine neue Handschrift deutlich kleineren Formats. Die voranstehende Abbildung erläutert die Rekonstruktion des Quaternion: In der Mitte liegt das *Folium antiquum* 1, es ist vom *Folium antiquum* 2 und zwei weiteren

Unten links: Rekonstruktion des *Folium antiquum* 2 recto, *scriptura inferior* («Untere Schrift»).

Unten rechts: Transkription des *Folium antiquum* 2 recto.



ΚΑΙ ΘΕΙΟΝ ΧΥ ΤΟΥ
ΘΥ ΕΡΑΠΗΣΕΝ
ΠΡΟΣΩΠΟΝ ΚΑΙ
ΔΙΑΒΟΛΟΥ ΓΕΝΟ
ΜΕΝΟΝ ΟΡΓΑΝΟΝ
ΘΡΑΣΙΑ ΡΥΜΗ· ΚΑΙ
ΑΛΟΓΙΣΤΩ ΦΕ
ΡΟΜΕΝΟΝ ΚΑΙ ΦΟ
ΡΑ ΚΑΚΟΔΑΙΜΟΝΙ
ΑΥΤΟΜΟΛΗΣΑΙ
ΠΡΟΣ ΕΚΕΙΝΟ ΤΟ
ΘΕΙΟΤΑΤΟΝ ΣΩ
ΜΑ Ω ΔΕΔΕΙΟΤΕΣ
ΠΡΟΣΙΑΣΙΝ ΑΓΓΕ
ΛΟΙ· ΚΑΙ ΑΜΦΟΙΝ
ΤΑΙΝ ΧΕΡΟΙΝ ΤΟΥ
ΚΡΑΒΒΑΤΟΥ ΜΑ

ΛΕΛΟΙΠΕΝΑΙ ΓΑΡ
ΑΥΤΟΥ ΤΑΣ ΧΕΙΡΑΣ
ΔΙΑΝΕΥΟΥΣΙΝ
ΚΑΙ ΗΝ ΙΔΕΙΝ ΤΟΥ
ΑΤΟΠΟΥ ΤΟΛΜΗ
ΜΑΤΟΣ ΤΟΝ ΑΥΤΟ
ΧΕΙΡΑ ΔΙ ΧΕΙΡΟΝ·
ΔΕΙΚΝΥΜΕΝΟΝ
ΑΧΕΙΡΑ· ΕΠΕΙΔΗ
ΔΕ ΠΡΟΣ ΠΙΣΤΙΝ
ΤΗΝ ΓΝΩΜΗΝ·
ΜΕΤΕΒΑΛΕΝ· Κ
ΜΕΤΑΜΕΛΟΝ Α
ΜΕΛΗΤΙ ΓΑΡ ΟΙ
ΤΟΝ ΚΡΑΒΒΑΤΟΝ
ΦΕΡΟΝΤΕΣ ΕΣΤΗ
ΣΑΝ ΚΑΠΙΘΕΙΣ
ΤΩ ΧΕΙΡΕ Ο ΔΕΙ

ΦΡΟΝΟΣ ΔΡΑΣΑΜΕ
ΝΟΝ. ΚΑΘΕΛΚΕΙΝ
ΠΡΟΣ ΤΟΥΔΑΦΟΣ Ε
ΠΕΙΡΑΤΟ· ΦΘΟΝΩ
ΤΟΥ ΑΡΧΑΙΚΑΚΟΥ
ΚΑΙ ΤΟΥΤΟ ΟΡΜΗ
ΜΑ· ΑΛΛ Ο ΚΑΡΠΟΣ
ΤΟΝ ΠΟΝΟΝ ΠΡΟ
ΕΦΘΑΣΕΝ· ΚΑΙ ΒΟ
ΤΡΥΝ ΠΙΚΡΟΝ Κ
ΕΠΑΖΙΟΝ ΤΗΣ ΟΙ
ΚΕΙΑΣ ΕΤΡΥΓΗΣΕΝ
ΠΡΟΑΙΡΕΣΩΣ· ΕΚ

ΧΙΚΩ ΚΑΙ ΘΑΥ
ΜΑ^ΤΟΤΟΚΩ ΣΚΗ
ΝΩΜΑΤΙ ΣΩΟΣ
ΑΥΘΙΣ ΕΚ ΚΟΛΟ
ΒΟΧΕΙΡΟΣ ΓΙΝΕ
ΤΑΙ· ΕΠΙΣΤΑΤΑΙ
ΓΑΡ ΩΣ ΤΑ ΠΟΛΛΑ
ΚΑΙ ΠΕΡΙΣΤΑΣΙΣ
ΤΑ ΣΟΦΑ ΚΑΙ ΣΡΙΑ
ΚΥΕΙΝ ΒΟΥΛΕΥΜΑ
ΤΑ· ΑΛΛ ΕΠΙ ΤΟ
ΠΡΟΚΕΙΜΕΝΟΝ
ΠΑΛΙΝΟΣΤΗΣΩΜΕ^Τ

Blättern umgeben. In der Rekonstruktion ist die Vorderseite des »zweiten alten Blatts« (*Folium antiquum 2 recto*) grün hervorgehoben: Diese alte Vorderseite besteht aus dem *Recto* (Vorderseite) des Blatts 255 (f. 255r) und dem *Verso* (Rückseite) des Blatts 257B (f. 257Bv); beide Blätter, respektive Blatthälften sind in der schematischen Darstellung grün markiert.

Ad fontes

1518 prägte der Reformator Philipp Melanchthon in seiner universitären Antrittsrede in Wittenberg »Über die Neugestaltung des Universitätsstudiums« das humanistische Bildungsideal *ad fontes* (»zu den Quellen«). Damals wie heute zielt jenes Prinzip darauf ab, Studierende an den Umgang mit Originalquellen heranzuführen. Hierzu gehören das Auffinden von Quellentexten in Katalogsystemen und das Erlernen des grundlegenden Umgangs mit historischen Quellen. Da das Gros der theologischen Handschriften bislang wissenschaftlich unerschlossen ist, befördert ein Zugang *ad fontes* stets interessante Entdeckungen und Beobachtungen: Im konkreten Fall bedeutet das die Entdeckung eines neuen Textzeugen für das Werk des Johannes von Damaskus.

Eine eingehende Beschäftigung mit Handschriften setzt nach wie vor die Autopsie und damit das Studium am Original voraus. Der *Codex Bodleianus* Auct. T. 4. 21 führte uns nach Oxford. Dort gewannen die Studierenden einen praktischen Einblick in die wissenschaftliche Arbeit an einer besonderen Handschrift, die in mehrfacher Hinsicht im Rahmen der Handschriftenforschung eher den Sonder- als den



Wussten Sie schon, dass das Programm der Universität Göttingen »Forschungsorientiertes Lehren und Lernen« (FoLL) rund sieben studentische Projekte pro Semester fördert?

Normalfall repräsentiert. Als Palimpsesthandschrift ist sie aus mehreren älteren Handschriften zusammengesetzt, die der Forscherin und dem Forscher einen bunten Strauß an neuen Aspekten und Perspektiven eröffnen.

As part of the research project »*Biblical Manuscripts in the Digital Age*« located at the Faculty of Theology, a team of students led by Felix Albrecht visited Oxford in Spring 2013. The project was part of the funding programme »*Research-oriented teaching and learning*« (FoLL); its mission was to digitise a largely unexplored manuscript at the Bodleian Library. The medieval manuscript with the shelf mark *Codex Bodleianus Auct. T. 4. 21* is mostly made of palimpsest parchment that is washed off in a sort of »*recycling process*« and then written over again. Using a special technique based on multispectral imaging, it is possible to restore the washed-off writing.



Felix Albrecht ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Septuaginta-Unternehmens der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und Lehrstuhl-assistent für Neues Testament an der Georg-August-Universität Göttingen. Er ist Leiter des internationalen, von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Forschungsprojektes PALAMÉDES (*PALimpsestorum Aetatis Mediae*

EDitiones Et Studia), das sich der editorischen Erschließung zweier hochbedeutender Palimpsesthandschriften aus Jerusalem und Paris widmet. Neben dem Handschriftenstudium an der Vatikanischen Bibliothek hat er viele der europäischen Nationalbibliotheken und die Klosterbibliotheken der Mönchsrepublik Athos bearbeitet.

Gemeinnützige Einrichtung zur Förderung
von Lehre und Forschung
an der Georg-August-Universität



UNIVERSITÄTSBUND GÖTTINGEN E.V.

Ein breites Förderspektrum zeichnet uns aus

Wir unterstützen

- Studierende bei wissenschaftlichen Exkursionen
- Nachwuchswissenschaftler bei Tagungsreisen
- Gastwissenschaftler durch Gästewohnungen
- Studierende mit Behinderungen
- Tagungsveranstaltungen in Göttingen
- die öffentlichen Ringvorlesungen
- das Forschungsmagazin Georgia Augusta
- kulturelle Aktivitäten der Studierenden

Universitätsbund Göttingen e.V.
Papendiek 16 • 37073 Göttingen
Tel.: 0551 39-20462, Fax: 0551 39-20463
E-Mail: unibund@gwdg.de

Werden Sie Mitglied!
www.unibund.gwdg.de

IM FAMILIENCAMP DER WODAABE-NOMADEN

Ethnologische Forschung in der
Sahelzone Westafrikas

NIKOLAUS SCHAREIKA





»Naange nanngi en, pa'en me dowdi! – Die Sonne hat uns gepackt, lasst uns in den Schatten gehen!« Es ist etwa neun Uhr, als Ndooyiri uns auffordert, von den Palmblattmatten aufzustehen und zu der Akazie fünfzig Meter südlich seines Camps zu schlendern. Irgendwann am früheren Morgen wird Ndooyiri diesen Baum ausgewählt haben – als den Platz, an dem wir den Tag bis kurz vor Sonnenuntergang verbringen werden. Mit der Akazie hier im Buschland rund um den Brunnen von Barowa Gana hat Ndooyiri einen guten Platz für uns gefunden. Die Baumkrone wirft einen geschlossenen Schatten und steht so weit über dem Boden, dass die heiße Luft ein wenig zirkulieren kann.

Vorherige Doppelseite: Zwei Wodaabe-Mädchen bringen Wasser ins Camp ihrer Eltern.

Rechts: Junge Hirten auf dem Weg zum Brunnen.

Dreißig Kilometer südwestlich von hier im Buschland um den Brunnen von Kabélawa müsste Ndooyiri jetzt sein Beil zur Hand nehmen und einen der rund gewachsenen Büsche von *Salvadora persica* so zurechthacken, dass wir wie in eine Höhle unter ihn kriechen könnten. Die Luft würde sich wie unter einer Glocke stauen, und mit ein paar alten Tüchern würde man wenigstens die größten undichten Stellen dieser Höhle aus Zweigen abdecken. Die Zeburinder der Wodaabe lieben die salzigen Blätter von *Salvadora persica*, aber als Schatten unter der sahelischen Sonne taugen sie nicht besonders.

Die drei Stunden direkt nach Sonnenaufgang und vor Passieren der 40-Grad-Celsius-Marke sind wie im Flug vergangen. Ich habe meine Matte und meinen Schlafsack zusammengerollt und in die Kiste auf der Pritsche eines Toyota Hilux verstaut. Während der Trockenzeit von Ende September bis Ende Mai wäre ein Zelt auf den Tonebenen westlich des Tschadsees unnötiger Ballast – nur ein weiterer Gegenstand, den man jeden Abend auspacken und am Morgen wieder

zusammenpacken müsste. Mein Platz für die Nacht in Ndooyiris nomadischem Familiencamp, seinem *wuro*, hat wie üblich direkt vor seiner Herde mit den etwa sechzig rotbraunen Zeburindern gelegen, und das Schnauben der Tiere, die sich nach ihrem nächtlichen Weidegang zum Widerkäuen hingelegt hatten, ist für mich Zeichen zum Aufstehen gewesen. Hastig habe ich mir noch mit ein paar Handvoll Wasser aus einer Blechflasche das Gesicht gewaschen, um bereit zu sein für die ausführliche Begrüßung der verschiedenen Familienmitglieder und Gäste im *wuro*.

a fini? – Wie bist du aufgewacht?

a fini jam? – Bist du wohlbehalten aufgewacht?

a waali jam? – Hast du die Nacht über gut gelegen?

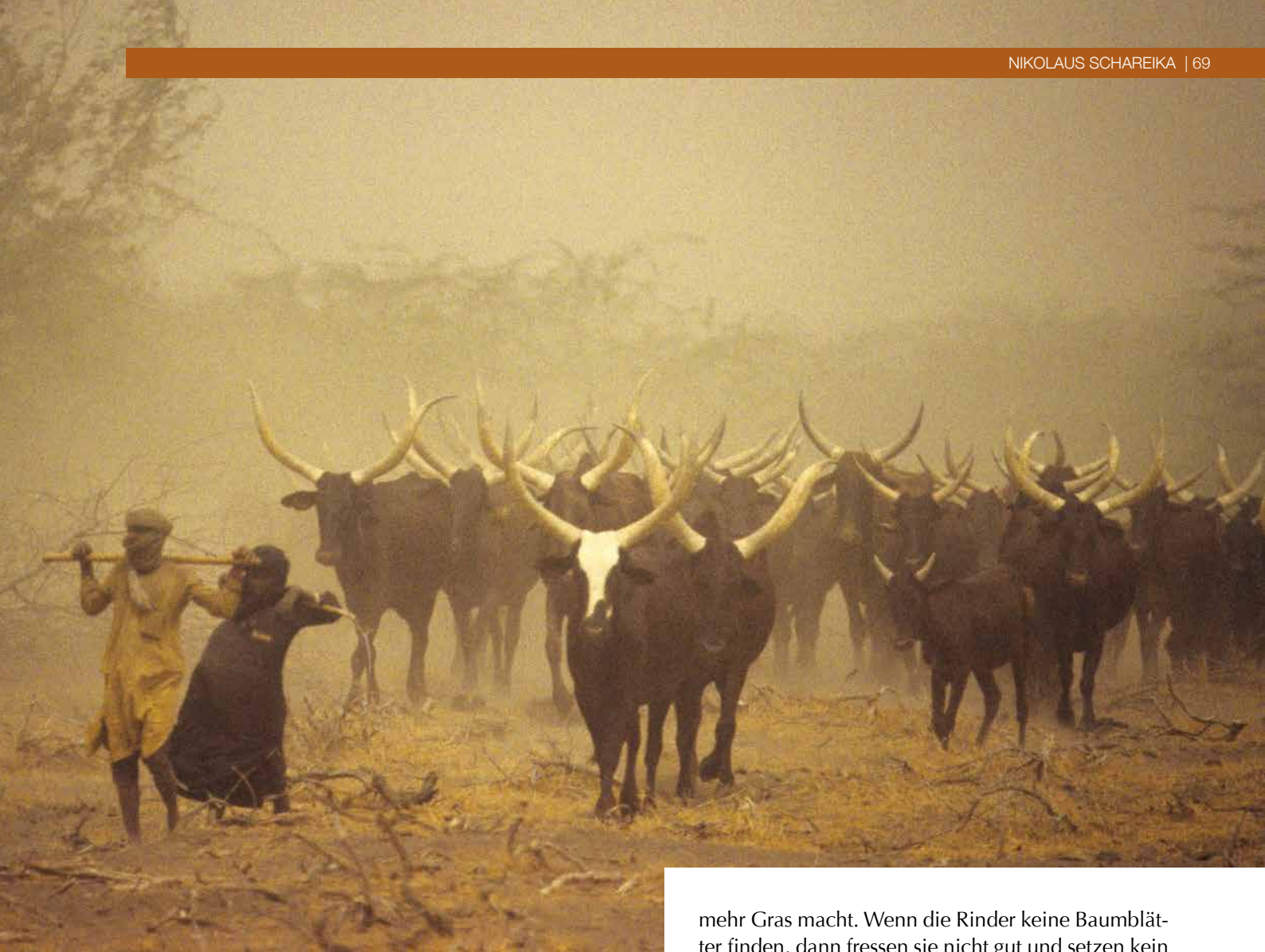
to peewol hanki? – War die Kühle der Nacht angenehm?

a jamo? – Geht es dir gut?

to wuro? – Wie geht es der Familie?

to lakeehon? – Wie geht es den Kindern?

Dies sind nur einige der Fragen, die stets mit den Worten: »sey jam – alles ist gut« beantwortet werden. Niemand würde eine dieser Fragen mit einem



klagenden »Es geht nicht so gut« beantworten, auch wenn ihn ein schmerzender Rücken oder Sorgen um das fehlende Geld plagten – beides keine Seltenheit bei den Wodaabe.

Während dieser Begrüßungen am frühen Morgen hat Ndooyiris Sohn Tubo ein Feuer entfacht. Mit einem Stück Blech hat er die Glut in ein Drahtgestell geschüttet und seine kleine rote Teekanne daraufgestellt. Nachdem das erste Glas Grüntee, der bittere *mur*, die Runde gemacht hatte, hat uns Jaayê, Ndooyiris Ehefrau, eine große Holzschüssel mit Hirsebrei und einer grünen Sauce aus Baobabblättern gebracht. Die Holzlöffel, die im Kreis von Hand zu Hand gereicht werden, haben auch diesmal ganze Arbeit geleistet. Die Sauce aus Baobabblättern in unserer Holzschale ist in kürzester Zeit aufgebraucht und zurückgeblieben sind einige Brocken vom Hirsebrei, die ohne Sauce keine Esser finden. Mit dieser Holzschale erklären die Nomaden sich selbst und mir immer wieder gerne ihr Kalkül der Weidesuche: Für die Rinder seien die Baumblätter wie für den Menschen die Sauce zum Hirsebrei: *dahatorđum* – etwas leckeres Salziges, das Appetit auf

mehr Gras macht. Wenn die Rinder keine Baumblätter finden, dann fressen sie nicht gut und setzen kein Fleisch an.

Ndooyiri nimmt eine Kalebasse mit der heute Morgen frisch gemolkenen Milch und schüttet sie zum restlichen Hirsebrei: »*mbademme guurtel* – lasst uns *guurtel* machen«, flüstert er zufrieden. Der mit Milch vermischte Hirsebrei gehört in der Tat zu den Köstlichkeiten im *wuro* der Wodaabe; man bekommt ihn allerdings nur, wenn die Kühe so viel Gras in der braun-gelb gefärbten Savanne gefunden haben, dass man ihre wenige Milch nicht ganz den Kälbern überlassen muss. Auch der Ruf »*nyalbi mussini hanki* – die Kälber haben letzte Nacht gesaugt«, heißt keine Milch und kein *guurtel* für die Familie. Die Kühe haben dann die Sorge für ihre Hirten vergessen und sind vor dem Melken zu ihren Jungtieren an die Kälberleine getreten.

Während wir zu Ndooyiris Akazie schlendern, die Palmblattmatten zusammengerollt auf der Schulter, brechen die Rinder zur Morgenweide auf. Für die Nomaden bedeutet die menschenleere Weite der Ebenen westlich des Tschadsees, das freie Buschland *ladde* fern von Städten, Dörfern und Feldern, dass sie ihre Tiere ungehindert zum Grasens ziehen





lassen können, mal von einem Hirten begleitet, mal nicht. Auch nachts können die Rinder hier frei umherwandern und, wann immer sie mögen, Gras und Baumblätter fressen. Für Nomaden, die allein von den Erträgen aus ihren Herden leben, ein unschätzbare Vorteil, denn Rinder, die sich ungehindert sattfressen können, geben Milch und erlangen die körperliche Verfassung, die sie zur Paarung und zum Austragen eines Kalbes brauchen. Die Härte und Mühsal des Lebens im Busch sehen die Wodaaße daher als Teil ihrer Identität. Sie zu ertragen, weist sie als Menschen aus, die die Tiere lieben und die daher von den Tieren geliebt werden – sprich die erfolgreiche Herdenbesitzer werden können. Eltern erzählen ihren Kindern die Geschichte vom stolzen Kaptäubchen, das kein Nest baut und sich mit einem einfachen Zweig als behelfsmäßigem Zuhause begnügt, um ihr eigenes wanderndes Dasein im Busch und ihren Verzicht auf ein bequemeres Leben in der Stadt als tief verwurzelten Wesenszug ihrer menschlichen Natur zu deuten.

Wie bin ich an diesen entlegenen Ort im Westen des Tschadsees gekommen, auf diese monotonen Ebenen von Kawlaa, wie die Wodaaße sie nennen, deren landschaftliche Schönheit sich nur dem erschließt, der sie mit den Augen eines Tierhalters betrachtet? Im Herbst 1995 reiste ich in den Niger, um Vorbereitungen für ein ethnologisches Forschungsprojekt zum lokalen ökologischen Wissen westafrikanischer Nomaden zu treffen. Zu diesem Zeitpunkt lief noch ein entsprechender Antrag auf Förderung des Vorhabens durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, und es war nicht klar, ob ich eine Finanzierung erhalten würde. In der Hauptstadt Niamey angekommen, ging ich zu einer Reihe von Leuten, die als Wissenschaftler oder Entwicklungsexperten in den Tierhaltergebieten im Niger gearbeitet hatten, um Auskünfte zur Wahl einer möglichen Untersuchungsregion und -gruppe zu erhalten. Ich hatte bereits die Idee, dass die Wodaaße als eine allein von ihren Rinderherden, also ohne ergänzenden Feldbau und weit im Busch zurückgezogene Nomadengruppe, sehr interessant für meine Themenstellung sein könnten. Sie lebten in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt und galten als deren ausgezeichnete Kenner. Außerdem erschien es mir reizvoll, die Verbindung von Reisen und Forschen, die die klassische ethnologische Feldforschung aus Franz Boas' und Bronislaw Malinowskis Zeiten ausmacht, auf die Spitze zu treiben und nicht nur weit weg von größeren Städten, sondern auch mit einer Gruppe zu arbeiten, die selbst permanent auf Reisen ist.

Das Streben nach Schönheit (*boodum*) zeigt sich in allen Lebensbereichen der Wodaaße. Für junge Männer ist dazu der Spiegel in der Brusttasche ein unentbehrliches Utensil.

Rechte Seite: In einem Ledersack wird das Trinkwasser für die Herde und die Familie aus dem Brunnen gefördert.

Unten: Muusa debattiert beim morgendlichen Tee mit seinen Cousins.



Die linguistische Anthropologie

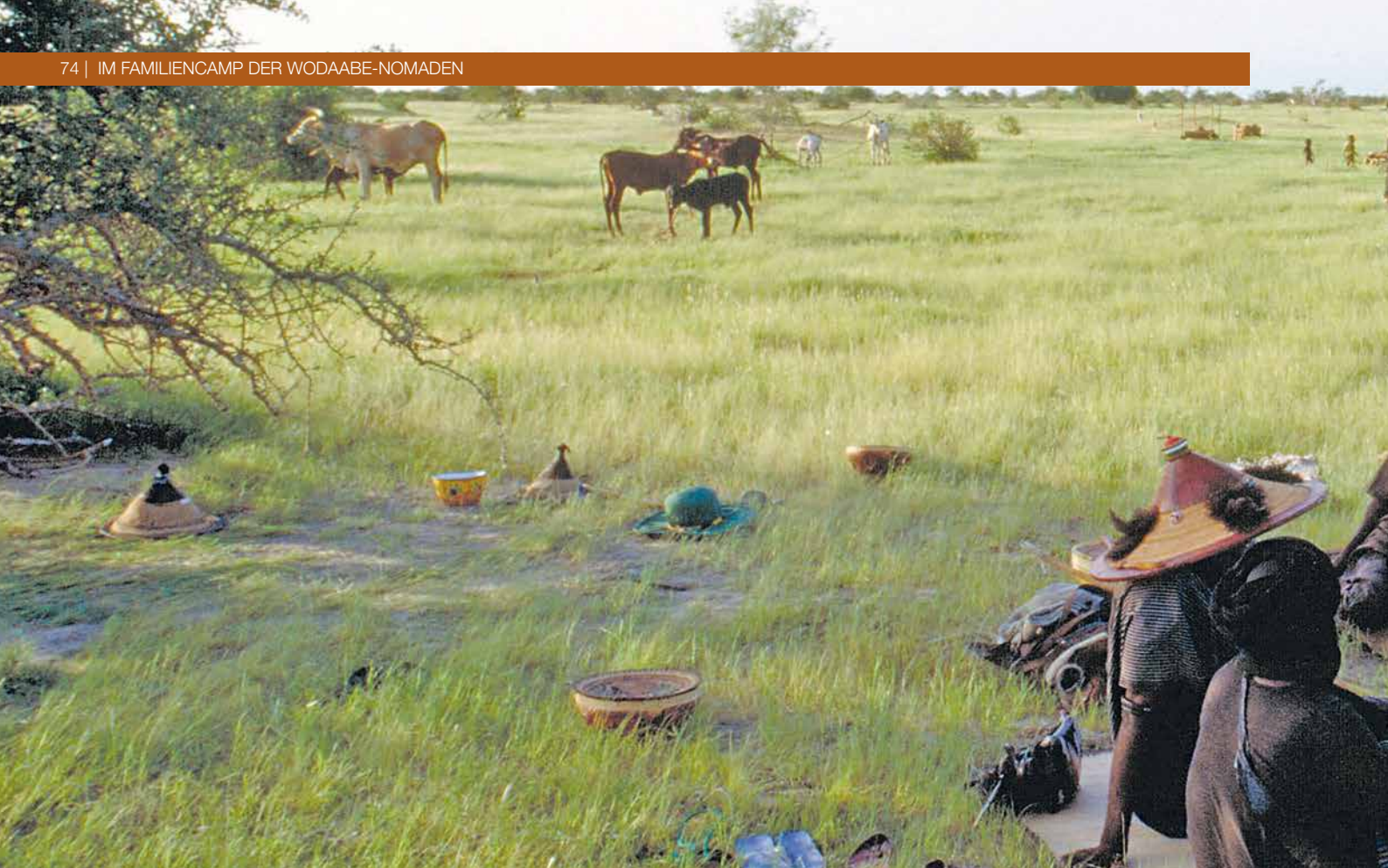
Die linguistische Anthropologie befasst sich mit Sprache als einer kulturellen Ressource und mit dem Sprechen als einer sozialen und kulturellen Praxis. Das analytische Interesse der linguistischen Anthropologie richtet sich weniger auf die in ihrer Grammatik beschriebene Sprache als vielmehr auf den ethnografisch dokumentierten Sprecher, der vermittels sprachlicher Äußerungen sozial, das heißt in Bezug auf andere Akteure, handelt. Wichtig für diesen Ansatz ist die von Sprachphilosophen wie John Austin (*How to Do Things with Words*) und John Searle vertretene Idee, dass Sprecher in dem, was sie sagen, Realität nicht einfach abbilden; vielmehr erschaffen sie in gemeinsamer dialogischer Praxis soziale und kulturelle Realitäten, die für individuelles und kollektives Leben bedeutsam sind.

Ich bekam den Tipp, es in der *Lit du Lac Chad*, also in der Region unmittelbar westlich des Tschadsees zu versuchen. Hier würde ich auf Wodaaße mit einer außerordentlichen Passion für die Rinderhaltung und das Leben im Busch treffen. In einem Brief an die lokalen Chefs der nomadischen Gruppen, Laamiido Bello und Laamiido Maani, im 1.500 Kilometer entfernten Toumour, erklärte ich mein Anliegen, bei Familien der Wodaaße zu leben, mir von ihnen den Naturraum des Tschadsees zeigen zu lassen und ihre Sprache Fulfulde zu erlernen. Die Darstellung des Zwecks meiner Reise sollte bereits deutlich machen, dass ich nicht vorhatte, die Tierhalter in die Rolle eines Anschauungsobjekts zu drängen. Ich würde nicht zu den Wodaaße reisen, um sie zu erforschen, sondern um mit ihrer Hilfe und in ihrer Sprache zu lernen, wie man in ihrem Naturraum lebt und erfolgreich Rinder hält. Auf einem mit dem Stempel des *Chef de groupement* Alhadji Maani versehenen Blatt Papier, das aus einem Schulheft gerissen war, bekam ich einige Zeit später die Antwort: Ich werde erwartet.

Auch im Schatten der Akazie werde ich erwartet. Ich bin noch einmal über die Kälberleine getreten, in die östliche Hälfte des *wuro*, wo Jaayë die Plastikkannister zusammensucht, mit denen ihre Kinder gleich auf Eseln zum fünf Kilometer entfernten Brunnen reiten werden, um Trinkwasser zu holen. Nicht, dass es gegen die Regeln oder die Üblichkeit wäre, dass ich mich in den Haushaltsbereich der Frauen begeben, den die Kälberleine vom Platz der Rinder und der Männer abtrennt, aber die klare räumliche Trennung zwischen den Geschlechtern fällt beim Besuch eines Wodaaße-Camps mit als erstes auf. Nach etwa zehn Minuten bei Jaayë möchte Ndooyiri diese soziale Grundordnung in seinem *wuro* offensichtlich wiederhergestellt sehen. Ich höre ihn rufen: »*Nikolaaji, waroy do'* – Nikolaus, komm zu uns!«

Nun sitzen wir also im Schatten der Akazie. Bereits während des morgendlichen Tees und Hirsebreis hatten die Männer lebhaft diskutiert: über Banditen, die ihnen die Schafe stehlen, über die Verfehlung ihres Cousins, der eine geliehene Kuh vorzeitig zurückgefordert hatte, über die korrekte Reihenfolge beim Tränken am Brunnen von Kinshayindi, gegen die die Jijjiiru immer wieder verstoßen, über Neuigkeiten aus den südlichen Weidegebieten in Nigeria, in die sie vielleicht demnächst ziehen müssten. Diese Gespräche, Unterhaltungen und Diskussionen würden nun den Tag über fortgesetzt und dabei sicher um einige neue Themen, Ideen und Beurteilungen erweitert werden.





Regenzeit: Die Migrationsgruppe beratschlagt über das nächste Ziel ihrer Weidewanderung.

Zu Beginn meiner Reise an den Tschadsee hatte ich mir die Feldforschung hier etwas anders vorgestellt. Ich hatte gedacht, die Weidewanderung mit Herde und Haushalt, das Durchstreifen der Savanne mit den Rindern, die Suche nach nützlichen Pflanzen und andere praktische Aktivitäten würden die Tage prägen. Nicht, dass dies während meiner Forschungsreise nicht auch vorgekommen wäre, genau wie der Ritt zum Brunnen oder zum Markt, die feierliche Präsentation und das Rennenlassen der Rinderherde anlässlich einer Heirat oder die Zusammenkunft

der Wodaabe-Klans zu politischen Beratungen. Aber der Alltag während der Wochen und Monate im Feld bestand nicht aus solchen Ereignissen. Vielmehr war ein wesentlicher Teil meines Erlebens der Welt der Wodaabe geprägt vom Sitzen oder Liegen auf Palmblattmatten und dem Anhören von Geschichten, Gesprächen und Diskussionen.

Mbohori, Ndooyiris jüngerer Bruder, erscheint auf der bereits in fahlem und gleißendem Licht liegenden Tonebene vor uns. In den Händen trägt er eine Kalebasse frischer Milch, die er von seinem benachbarten *wuro* kommend als Gastgeschenk für die ganze Runde der inzwischen unter Ndooyiris Akazie versammelten Herdenführer seiner Migrationsgruppe mitbringt. Mir wird diese Kalebasse wie üblich als erster angeboten werden. Alle werden darauf achten, dass ich besonders viel daraus trinke, denn in einer Welt, in der der permanente Mangel an materiellen Gütern einschließlich Nahrung und manchmal sogar Wasser den Alltag bestimmt, gehört Milch zu den wenigen Dingen, mit denen die Wodaabe ihrer Gastfreundschaft für alle sichtbar zum Ausdruck bringen können. Milch ist hier kein einfaches Nahrungsmittel. Sie kommt von den Kühen einer Familie, deren



Wussten Sie schon, dass es gegenwärtig 473 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Ausland an der Universität Göttingen gibt?



Geschichte, Identität und Existenz in diesen Tieren begründet ist. Von dieser Milch abzugeben, ist für die Wodaabe ein elementarer Akt des Von-sich-Gebens und Teilens. Der Wert der Milch liegt nicht allein darin, dass sie Nahrung ist; vielmehr geht es darum, dass sie eine Verbindung schafft und eine menschliche Gemeinschaft zwischen denen erhält, die sie gemeinsam trinken. Daher erlauben die Wodaabe auch nicht, dass ihre Milch auf dem Markt verkauft wird.

»*Jabaama, jabaama, ngaree gaa'e, ngaree gaa'e, jabaama no woodi* – Willkommen, willkommen, kommt her, kommt her, willkommen! *lesdu, lesdu, lesdu mana* – Setz dich, setz dich, setz dich doch hin!« Jeder, der sich Ndooyiris *wuro* nähert, wird diese Worte der Gastfreundschaft hören, nicht nur sein Bruder Mbohori. »*on mbeeti jam, on mbeeti jam, no mbeetuden* – Habt ihr den Morgen wohl verbracht, wie haben wir den Morgen verbracht?« Auch diese langen Begrüßungen erneuern immer wieder aufs Neue die Beziehungen zwischen Verwandten, Freunden und Nachbarn und begründen einen sozialen Rahmen für das Gespräch, das ihnen folgen wird. In der Frage nach dem wohlverbrachten Morgen steckt aber noch etwas anderes. Indirekt verweist sie auf

einen Rhythmus des Alltags in der Savanne, der inzwischen mein eigener geworden ist. Der Morgen des Tages wird im Morgenschatten *mbeehmbeehdi*, den die noch tiefstehende Sonne einige Meter westlich eines Baumes wirft, verbracht. Parallel zur Reise der Sonne in den Zenit bewegt man sich auf den Baum zu, um in den *jintirdi*, den Schatten, in dem man den Mittag und Nachmittag direkt unter dem Baum verbringt, zu gelangen. Man sucht sich ein Fleckchen, auf das möglichst wenig Sonnenstrahlen treffen, und bleibt dort so lange sitzen oder liegen, bis der veränderte Sonnenstand den Schatten wieder so weit gedreht hat, dass man an den Rand der schattenbedeckten Fläche gerückt ist. Dann folgt man der Bewegung des Schattens. Diese Anpassung an den Schattenstand wird solange wiederholt, bis die Sonne im Westen absinkt und sich der Schatten wieder vom Baum wegbewegt. Man zieht nun weg vom Baumstamm in den *kiirtirdi*, den Schatten, in dem man den späten Nachmittag verbringt.

Das Verbringen von Tagen und Wochen auf einer Palmblattmatte in der sengenden Hitze einer landschaftlich immer gleichen sahelischen Tonebene empfand ich zunächst als wenig befriedigend. Nicht



Mit einem Zugochsen wird Wasser aus 30 bis 40 Meter tiefen Brunnen in Tränkbecken für die Tiere befördert.

nur, dass dieser Zustand für mich körperlich wie geistig ermattend war; ich hatte vor allem nicht den Eindruck, so mit meiner Forschungsarbeit voranzukommen. Es war so gut wie unmöglich, hier die Art von Gesprächen zu führen, bei denen ich Informationen für mein Projektthema bekommen würde. In meinem Arbeitsplan standen beispielsweise Listen von Baumnamen, Eigenschaften einer guten Regenzeitweide, Verläufe von Jahreszeiten, Verwendungsweisen von Pflanzen, Darstellungen von Weidewanderungen und ähnliches. Gespräche abseits des Schattenbaums und der Gruppe, zwischen einzelnen Personen und mir, ließen sich immer mal wieder arrangieren. Aber es war auch immer deutlich, dass es in der Welt der Nomaden eigentlich keinen Raum für solche von mir künstlich erzeugten Gesprächssituationen gab. Die Leute zog es nach kurzer Zeit immer wieder zurück zu ihren Verwandten und Freunden, und dort verlief die Konversation in der Gruppe nach Regeln der Gesprächsführung und in Formen des Erzählens und Miteinander-Sprechens, die mir zunächst unzugänglich blieben.

Während ich mit den Nomaden über Wochen und Monate immer wieder zu unserer täglichen Tour um den Schattenbaum aufbrach, wurde mir allmählich klar, dass diese nicht länger nur eine lästige und zeitlich ruinöse Nebenstrecke für meine eigentliche

Forschungsreise sein konnte. Ich begann, die Gespräche auf Kassette aufzuzeichnen und die Aufnahmen mit meinem Forschungsassistenten Gorjo Wort für Wort zu transkribieren, um Inhalt und Abfolge der Redebeiträge nachvollziehen zu können. Mit jeder aufgenommenen Gesprächsrunde entstand für mich eine immer größer und komplexer werdende zweite Landschaft der Wodaabe. Sie bestand aus Erzählungen und Debatten, scherzhaften Wortwechsellern und moralischen Unterweisungen, beiläufigen Bemerkungen und präzisen Berichten. In der intensiven Beschäftigung mit meinen Aufzeichnungen wurde mir bewusst, dass diese sich natürlich entwickelnden Unterhaltungen in der Gruppe der Ort waren, an dem das Wissen der Wodaabe existierte, an dem es von ihnen und für sie selbst und nicht für einen Fragen stellenden Ethnologen kommuniziert, geprüft und weiterentwickelt wurde. Die Aufgabe meiner Forschungsreise war nicht länger, Antworten auf von mir verbal artikuliert Fragen zu sammeln; vielmehr müsste ich mich in das unübersichtliche und unwegsame Dickicht der alltäglichen Konversation unter den Tierhaltern vorwagen. Ich müsste lernen, sowohl das Wissen der Wodaabe über die Natur und die Tierhaltung als auch die Organisation und Dynamik ihres gesellschaftlichen Lebens dadurch zu erfassen, dass ich ihren Erzählungen, Gesprächen und Debatten aufmerksam zuhörte und als soziale

Prozesse der Hervorbringung von Kultur und Gesellschaft analysierte. Zurück in Deutschland habe ich dieses Verständnis vom Vorgehen ethnologischer Forschung mithilfe der linguistischen Anthropologie, der Sprachphilosophie und der soziologischen Konversationsanalyse aufgearbeitet, aber den Anstoß, überhaupt in diese Richtung zu gehen, gaben die Reise in die alltägliche Lebenswirklichkeit der Wodaabe und vor allem die endlosen Stunden mit ihnen unter einem jeden Morgen neu zu findenden Schattenbaum.

»Niikolaaji, jufa woodi, mbittemme wuro, kiiren – Nikolaus, hier ist es schwül geworden, gehen wir zurück zum wuro, essen und verbringen dort den Abend.« Als Ndooyiri uns auffordert, zurück zu seinem wuro zu gehen, steht die Sonne so tief, dass man keinen Schatten mehr braucht. Der sandige Boden, auf dem unsere Akazie steht, hat sich aufgeheizt, und die umliegenden Büsche schirmen den leichten Luftzug, der über die Tonebene fächelt, ab. Bei und nach dem abendlichen Tee und Hirsebrei wird weiter diskutiert werden: über Gras, den Zustand der Rinder, die jugendlichen Söhne, die sich mehr für den Besuch des Marktes als für die Suche nach Weide interessierten, die Geldstrafe, die ihr Neffe wegen eines zerstörten Hirsefeldes bezahlen musste, die Gefahr, die Trockenzeit auf den nördlichen Weiden zu verbringen und vom frischen Gras im Süden abgeschnitten zu werden und so weiter und so fort. Ich werde wieder versuchen, aufmerksam zuzuhören und später vor der Herde neben Ndooyiris Söhnen meine Matte und meinen Schlafsack ausbreiten.



Weitere Impressionen finden Sie in der Tablet-Version.

Doing ethnographic fieldwork among nomadic peoples such as the Wodaabe of Niger in West Africa entails a scholar's travelling in more than one sense. Once the researcher has arrived at his site of fieldwork, being with herdsman necessitates keeping luggage light and following their search for grass in the Sahelian savannah lands. More importantly, however, it necessitates following and thus sharing the daily and seasonal rhythm of life and the rules of social conduct among a culturally different people. While this did not seem to fit the requirements of scientific research as originally planned, the author shows how following the nomads' rhythms and rules finally inspired him to rethink the very conception of his research problem and devise a not only practically but also methodologically more satisfying way of collecting data.

Nikolaus Schareika, Jahrgang 1969, ist Professor für Ethnologie an der Georg-August-Universität Göttingen. Er wurde im Fach Ethnologie an der Universität Mainz promoviert (2001) und habilitiert (2007); von 2001 bis 2010 war er als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Ethnologie und Afrikastudien in Mainz beschäftigt. Seine damalige Forschung galt dem lokalen Umweltwissen beziehungsweise den Formen politischer Auseinandersetzung bei nomadischen Tierhaltern

in der Sahelregion Westafrikas. Derzeit leitet er Forschungsprojekte zu den Themen Erdöl und sozialer Wandel in Niger und Tschad, Naturschutzgebiete und Ressourcenmanagement in Westafrika sowie Technologien und sozio-politische Organisation urbaner Landwirtschaft in Burkina Faso, Ghana und Kamerun.

www.schareika.uni-goettingen.de



REISEN BILDET – ARBEITEN IM AUSLAND PRÄGT

Forstwissenschaften für den Erhalt
von Chinas Wäldern

CHRISTOPH KLEINN, LUTZ FEHRMANN,
HAIJUN YANG & MATTHIAS SEEBAUER



Während die Waldfläche global nach wie vor zurückgeht, werden in China riesige Gebiete aufgeforstet. Innerhalb sehr kurzer Zeit und auf sehr großen Flächen führt China Programme zur Wiederbewaldung durch und nutzt dabei die Expertise deutscher Forstwissenschaftler, die in dem Projekt Lin²Value eng mit chinesischen Kollegen zusammenarbeiten. Das ambitionierte wissenschaftliche Arbeitsprogramm erfordert dabei weit mehr als den Austausch wissenschaftlicher Erkenntnisse. Das gegenseitige Verständnis für unterschiedliche Kulturen, gute Organisation und Geduld beim Aufbau eines Netzwerkes sowie körperliche Ausdauer und Kondition sind neben der Bearbeitung der wissenschaftlichen Fragen notwendig, damit das Programm für beide Seiten erfolgreich ist. Wie Forstwissenschaftler aus Deutschland und China in den Wäldern der Provinz Anhui unterwegs sind, berichten Wissenschaftler der Universitäten Göttingen und Freiburg.

Vorherige Doppelseite: Digitaler Scan einer Baumscheibe zur Stammanalyse.

Rechts: Orientierung im Feld. Das Projektgebiet in Shitai ist sehr bergig und der sicherste Weg zum nächsten Stichprobenpunkt muss sorgfältig geplant werden.

Die deutsche Forstwissenschaft blickt auf eine lange Geschichte zurück, in der die Entwicklung von Methoden einer nachhaltigen und multifunktionalen Waldbewirtschaftung eine zentrale Rolle spielt. Die vielfältigen positiven ökonomischen, ökologischen und sozialen Funktionen gesunder Wälder sollen langfristig erhalten beziehungsweise verbessert werden. Konzepte einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung unter verschiedensten naturräumlichen, sozialen und politischen Bedingungen sind weltweit mehr denn je gefragt. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland können hier international hilfreiche Beiträge liefern. Die entsprechenden Herausforderungen sind global sehr unterschiedlich; eine Sonderrolle nimmt China ein, das gegen den globalen Trend sehr umfassende Wiederbewaldungs-Programme durchgeführt hat und vor der spannenden Aufgabe steht, nachhaltige Waldbewirtschaftungskonzepte innerhalb sehr kurzer Zeit und auf sehr großen Aufforstungsflächen zu entwickeln und umzusetzen. Die Abteilung Waldinventur und Fernerkundung koordiniert das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Projekt Lin²Value (lies: »Lin to value«). »Lin« ist das chinesische Wort für Wald. Im Rahmen dieses wissenschaftlich-tech-

nischen Verbundprojektes ist es gelungen, ein breit aufgestelltes Projektkonsortium aus deutschen und chinesischen Wissenschaftlern zu bilden. Sie stehen für verschiedene Kernkompetenzen, die genau auf die zukünftigen Herausforderungen im Bereich der Bewirtschaftung chinesischer Aufforstungswälder zugeschnitten sind.

Das Projekt untersucht Möglichkeiten und methodische Grundlagen neuer Technologien und innovativer Ansätze im Kontext einer Verbesserung der Landnutzung und im speziellen der Bewirtschaftung von Chinas Wäldern. Multifunktionale Forstwirtschaft leistet einen Beitrag zur Sicherung vielfältiger Funktionen, wie zum Beispiel Wasser- und Erosionsschutz sowie Kohlenstoffbindung, und kann gleichzeitig die Effizienz der Landnutzung in Bezug auf die ökonomische Produktivität steigern.

Die derzeit noch andauernden Aufforstungsaktivitäten in China haben eine bemerkenswerte Größenordnung: Nach großflächiger Waldvernichtung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und verheerenden Überschwemmungen in den 1980er-Jahren erfolgte ein Umdenken und die Planung von umfassenden und langfristigen Aufforstungsprogrammen mit sehr ehrgeizigen Zielen. In den vergangenen 30 Jahren



林² Lin²Value

wurden insgesamt 50 Millionen Hektar Plantagenwälder einschließlich Bambuswälder aufgeforstet. Das entspricht einem Anteil von 25 Prozent aller weltweiten Aufforstungsflächen in diesem Zeitraum! Diese wiederbewaldete Fläche ist eineinhalbmal so groß wie Deutschland. Sie führte zu einem Anstieg der nationalen Waldbedeckung von 12 auf mehr als 20 Prozent. Im Rahmen des aktuellen zwölften 5-Jahres-Plans (2011 bis 2015) der Volksrepublik China sind weitere substanzielle Erweiterungen der Waldfläche, aber auch die Verbesserung der Produktivität, die Erhöhung der mittleren Holzvorräte sowie die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit und Stabilität vorhandener Wälder mit hoher Priorität vorgesehen. Langfristig soll bis 2050 der Waldanteil auf 26 Prozent erhöht werden.

Bedenkt man, dass die Gesamtfläche Chinas etwa 9,7 Millionen Quadratkilometer beträgt, der Waldanteil im Jahre 1980 bei lediglich 10 Prozent lag und dass das Land zu etwa 20 Prozent aus Wüsten besteht, die sich weiter ausbreiten, so wird deutlich, welche ungeheure Aufgabe hier angegangen wurde. China ist mit Abstand das Land mit den größten Aufforstungsflächen und somit auch für viele Fragestellungen forstwissenschaftlicher Forschung höchst interessant.

Das Projekt Lin²Value wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des CLIENT-Programms mit insgesamt 3,5 Millionen Euro gefördert; etwa die Hälfte davon kommt dem hier beschriebenen Teilprojekt Lin⁴Carbon in Göttingen zugute. Lin⁴Wood, das zweite Teilprojekt des Forschungsverbundes, ist an der Universität Freiburg angesiedelt. Das Forschungsvorhaben begann 2012 und hat eine Laufzeit von drei Jahren. Im Teilprojekt Lin⁴Carbon bearbeiten Forschende Fragen aus vier Themenbereichen.

Waldinventur: Entwicklung von Methodenstandards zur Erfassung der wichtigsten Strukturgrößen, einschließlich Biomasse und Kohlenstoff

Fernerkundung: Satellitenbildgestützte Kartierungsmethoden für verschiedene Waldtypen

Waldbau: Waldbauliche Strategien zur Verbesserung von Stabilität und Produktivität

Kohlenstoff-Geschäftsmodell: Entwicklung von Strategien zur Anrechnung der zusätzlichen Kohlenstoffspeicherung im Wald durch alternative Bewirtschaftung

Weitere Informationen finden sich unter www.lin2value.de

Lin⁴Carbon – Projektsteckbrief

Untersuchungsgebiet: Shitai County in der Präfektur Chizhou, Provinz Anhui

Projektpartner in China: Chinese Academy of Forestry (CAF), Lokale Forstverwaltung (SFA), Anhui Agricultural University (AAU)

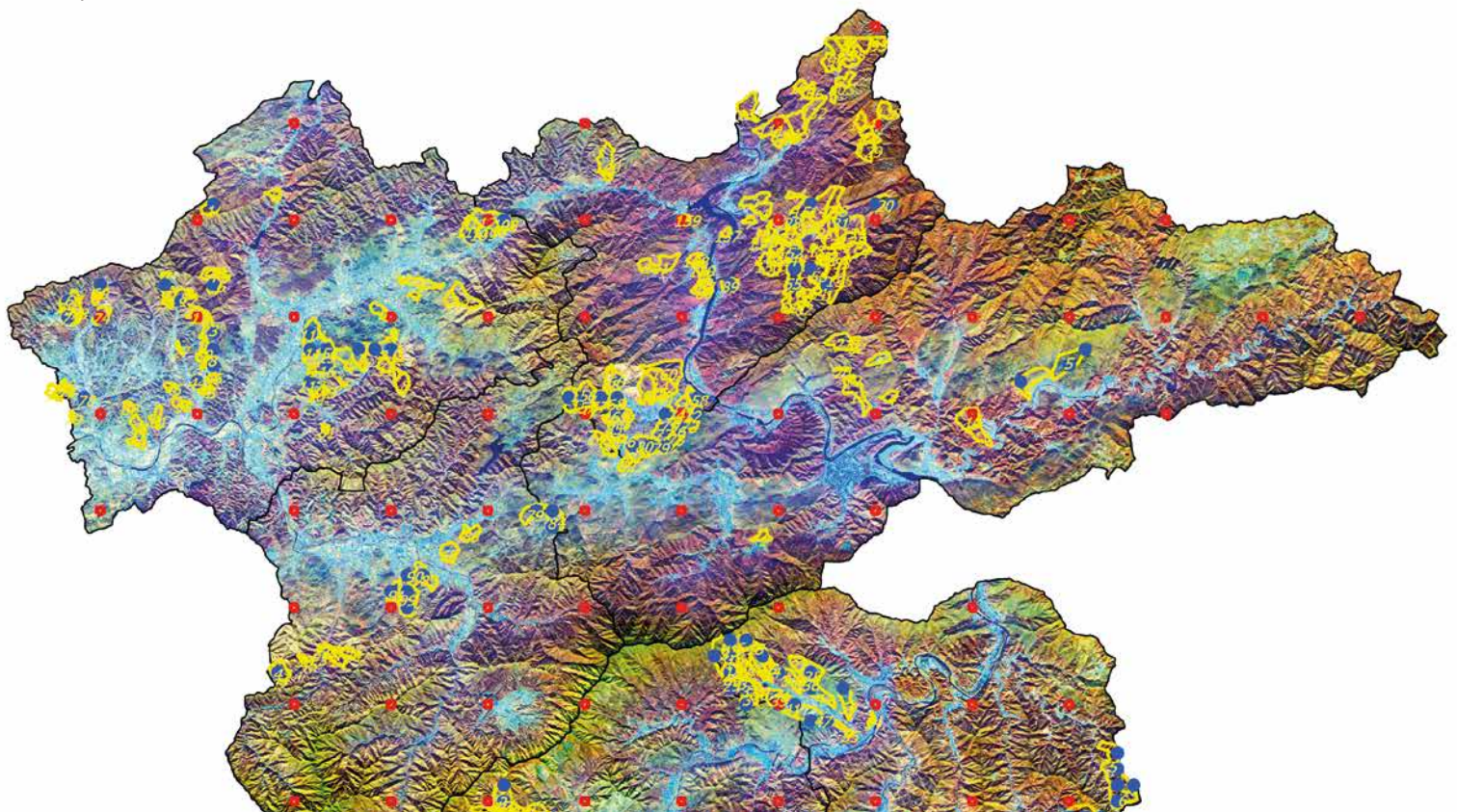
Projektpartner in Deutschland: Abteilung Waldinventur und Fernerkundung der Universität Göttingen (leitend), Abteilung Waldbau der gemäßigten Zonen der Universität Göttingen, Waldbauinstitut der Universität Freiburg, UNIQUE forestry and land use GmbH, Argus Forstplanung, EADS, Niedersächsische Landesforsten

Kooperationspartner: Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), Kreditanstalt für Wiederaufbau, International Center for Bamboo and Rattan (ICBR)

China steht derzeit vor gewaltigen Herausforderungen in Bezug auf die weitere Bewirtschaftung der neuen Wälder: Eigentums- und Nutzungsrechte (einschließlich des Schutzes bestimmter Wälder) müssen geregelt, Ansätze zur waldbaulichen Behandlung optimiert, die Planungsgrundlagen wie zum Beispiel Karten und Wachstumsmodelle vervollständigt und angepasste Bewirtschaftungs-, Forstplanungs- und Nutzungskonzepte erarbeitet werden, um nur einige Themenfelder zu nennen.

Die neuen Wälder sollen vielseitige Funktionen erfüllen, unter anderem eine Regulierung des Wasserhaushalts zur Abmilderung von Überschwemmungen und Bodenerosion sicherstellen, als »Grüne Mauer« die weitere Ausbreitung von Wüsten vermindern, Kohlenstoff speichern, um der Klimaänderung entgegen zu wirken, sowie zur Wiederherstellung und zum Schutz der biologischen Vielfalt beitragen. Natürlich müssen die Waldflächen auch zur Deckung des stark steigenden Holzbedarfs dienen, der derzeit nur durch massive Importe befriedigt werden kann. Bemerkenswert ist, dass der mittlere Holzvorrat der Aufforstungswälder mit etwa 80 Kubikmeter pro Hektar recht gering ist (in Deutschland liegt der mittlere Holzvorrat derzeit bei etwa 320 Kubikmeter pro Hektar). Dies ist zum Teil den stark degradierten Standorten geschuldet, ist aber auch eine Konsequenz der aktuellen Bewirtschaftungssysteme, die viel Spielraum für Ver-

Übersichtskarte über das Projektgebiet auf Grundlage von RapidEye-Satellitenbildern. Rote und gelbe Punkte markieren die Orte, an denen Datenerhebungen im Gelände erfolgten, um Landnutzung, Waldstruktur und Landschaftsdiversität zu quantifizieren.





Aufgrund fehlender Waldwege und geeigneter Erntetechnik werden sehr wüchsige Baumarten wie die Spießtanne (*Cunninghamia lanceolata*) bereits in sehr kleinen Dimensionen geerntet.

besserungen bieten. So werden die Bäume beispielsweise schon in einem relativ jungen Alter geerntet, in welchem sie möglicherweise ihre maximale Wachstumsleistung noch längst nicht erreicht haben.

Auch die Stabilität vieler junger Wälder ist kritisch: Im Jahre 2008 hat beispielsweise ein Kälteeinbruch im subtropischen Südosten Chinas dazu geführt, dass innerhalb weniger Tage junge Baum- und Bambuspflanzungen auf einer Fläche von etwa 18 Millionen Hektar durch Eisbruch fast vollständig zerstört wurden. Diese Fläche entspricht etwa dem eineinhalbfachen der gesamten Waldfläche Deutschlands! Dies ist ein deutliches Zeichen dafür, dass dringender Forschungs- und Handlungsbedarf besteht, die recht monoton strukturierten Aufforstungen in strukturreiche und stabile Mischwälder zu überführen.

Diese zeichnen sich durch eine höhere Stabilität gegenüber den Naturgewalten aus. Im Projektgebiet in der Provinz Anhui werden in ausgewählten Studiengebieten waldbauliche und planerische Konzepte entwickelt und zur Anwendung gebracht. Ziel ist es, Produktivität und Wertschöpfung zu erhöhen und dabei gleichzeitig die Multifunktionalität der Wälder zu stärken. Modellhaft für die jungen Aufforstungsflächen in China soll somit ein Beitrag zur langfristigen Diversifizierung und Stabilisierung der Wälder geleistet werden.

China plant ab 2016 einen nationalen Markt für Kohlenstoff-Zertifikate einzuführen, für den dann auch geeignete Methoden nötig sind, die die Kohlenstoffspeicherung in den Wäldern zuverlässig und für die Marktpartner überzeugend quantifizieren können. Nur auf dieser Grundlage kann der im Wald gespeicherte Kohlenstoff auch gehandelt werden, um beispielsweise industrielle Kohlenstoffemissionen an anderer Stelle zu kompensieren. Dies ist im Übrigen nicht nur für China von Interesse, sondern allgemein für alle Regionen, in denen Kohlenstoff-Zertifikate aus der Waldbewirtschaftung gehandelt werden sollen. Ein solches Handelssystem kann einen zusätzlichen ökonomischen Anreiz darstellen, der die Umwandlung von Plantagen in vorrats- und kohlenstoffreichere Dauerwaldstrukturen auch für die ländliche Bevölkerung interessant macht. Dieser ökonomische Aspekt wird im Projekt durch ein Arbeitspaket abgedeckt, das in Kooperation mit der UNIQUE forestry and land use GmbH bearbeitet wird, einer Beratungsfirma in Freiburg, die weltweit eine führende Stellung im Bereich der Beratung zur Kohlenstoff-Forstwirtschaft hat.

Die Forstwissenschaften sind per se ein multi- und transdisziplinäres Fachgebiet, welches gleichermaßen Natur- wie Sozialwissenschaften einschließt.

Es geht um die langfristige Nutzung und Erhaltung der zahlreichen ökologischen, ökonomischen und sozialen Funktionen von Wäldern, aber viel mehr noch um die Schnittstelle Mensch-Wald. Insofern erfordern internationale forstwissenschaftliche Kooperationen wie die hier beschriebene mehr als eine Auseinandersetzung mit naturwissenschaftlichen Fragestellungen: Im Mittelpunkt stehen letztlich diejenigen Personen, die den Wald nutzen und die ein legitimes Interesse an dieser Nutzung haben.

Forschung als interkulturelle Erfahrung

Die Umsetzung von Projekten dieser Größenordnung ist keine rein wissenschaftliche Herausforderung, sondern vielmehr eine beidseitige interkulturelle Erfahrung. Man mag sich fragen, wie eine deutsche Forstverwaltung reagieren würde, wenn eine Gruppe chinesischer Wissenschaftler nach Deutschland käme, um die gegebenen Bewirtschaftungsformen kritisch zu hinterfragen. Geduld und Kommunikation sind für eine erfolgreiche Durchführung ebenso wichtig wie aufmerksames Beobachten und Erfassen der Situation und der kulturellen Umstände.

Hierfür ist wesentlich mehr gefragt als wissenschaftliche Exzellenz, nämlich ein hohes Maß an sozialer und interkultureller Kompetenz, die sich unter anderem in Einfühlungsvermögen und Respekt sowie einer zielführenden Mischung aus wissenschaftlicher und kultureller Neugier manifestiert. Der große Erfolg des Lin²Value-Projektes beruht auf einem etablierten Netzwerk zwischen deutschen und chinesischen Partnern, das in einer langjährigen Vorbereitungsphase aufgebaut wurde.

Der aktive Ausbau dieses Netzwerkes durch die Organisation von gemeinsamen Summer Schools und Trainingskursen sowie die Integration von Studierenden und Nachwuchswissenschaftlern aus beiden Ländern sichern die Durchführbarkeit des Projektes vor Ort. Eines der Arbeitspakete ist deshalb ausschließlich genau diesen Aufgaben der Netzwerkbildung gewidmet. Dies ist sicherlich eine Besonderheit des Lin²Value-Projektes und den jahrelangen Erfahrungen der Universität Göttingen in der Wissenschaftskooperation mit Partnern im Ausland geschuldet.

Wenn es um die Erhebung von Daten unter schwierigen Geländebedingungen und in einem internationalen Team geht, ist Abstimmung und Teambildung gefragt. In China – wie in den meisten Ländern anderer Kulturkreise auch – können Feldarbeiten ohne intensive Beteiligung lokaler Partner nicht effizient durchgeführt werden. Die reibungslose Zusammen-





Wussten Sie schon, dass die Universität Göttingen mit zwölf chinesischen Hochschulen zusammenarbeitet und in Nanjing ein Büro unterhält?



Rechts oben: In verschiedenen Baumhöhen werden Stammscheiben entnommen. Aus den Jahresringen lassen sich der Wachstumsverlauf ableiten und Ertragsmodelle erstellen.

Rechts unten: Bambusotter

Unten: Die Göttinger Forststudentin Julia Böning führt zusammen mit Wu Ping, Masterstudentin der Anhui Agricultural University, eine Landnutzungskartierung im Gelände durch.



Vier Wochen in den Bergen von Shitai – Abenteueraufenthalt mit signifikantem Lerneffekt

Julia Böning, Master-Studierende an der Fakultät für Forstwissenschaften und Waldökologie im vierten Semester, fertigt im Projekt ihre Masterarbeit an. Hierzu war sie mehrere Wochen vor Ort und hat unter extrem schwierigen Geländebedingungen eine Landnutzungs-Inventur durchgeführt. Zusammen mit weiteren chinesischen und deutschen Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern war sie in der vom Projekt angemieteten Wohnung untergebracht. Sie hat auf systematisch verteilte Probeflächen von 200 mal 200 Meter Größe eine Waldtypen-Kartierung durchgeführt, um die Auswertung von Satellitenbildern mit direkten Messungen im Feld zu unterstützen. Es erfordert eine sehr sorgfältige Vorbereitung der Geländearbeit, gutes Kartenmaterial und ein gehöriges Maß an Fitness und Motivation, wenn man sich auf den Weg zu einer Probefläche macht, die teilweise Hangneigungen von mehr als 50 Grad (das heißt deutlich über 100 Prozent) aufweist und nur nach einer mehrstündigen Klettertour durch dichte Vegetation zu erreichen ist.

arbeit sowohl bei den Feldaufnahmen wie auch bei der Auswertung der Daten ist ein Muss. Es wurde daher viel Zeit darauf verwendet, die Teams zusammenzustellen und zusammenzubringen. Zwei chinesische Doktoranden promovieren in Göttingen und übernehmen Verantwortung bei der Durchführung der Datenerhebungen im Projektgebiet in China, Masterstudierende aus Göttingen sowie aus unseren Partneruniversitäten in Hefei und Beijing unterstützen die Feldarbeiten und fertigen im Projekt ihre Masterarbeiten an.

Es werden Trainingskurse zu technischen Fragen der Fernerkundung und zu Geo-Informationssystemen (GIS) durchgeführt, die auch von der lokalen Forstverwaltung gerne in Anspruch genommen werden. Die Methodik der Feldaufnahmen und Aufnahmeprotokolle werden ausführlich vorgestellt und deren Umsetzung im Wald geübt. In Shitai steht den beteiligten Doktoranden, Bachelor- und Masterstudierenden eine angemietete Projektwohnung zur Verfügung, in der die mitarbeitenden deutschen und chinesischen Studierenden gemeinsam wohnen. Aufgrund der schwierigen Geländebedingungen im Projektgebiet müssen entsprechende Vorbereitungen getroffen werden. In Göttingen werden daher die teilnehmenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einem Outdoor-Erste-Hilfe-Kurs für Fragen der Arbeitssicherheit und für potenzielle Risiken bei der Feldarbeit sensibilisiert, um auf mögliche Notsituationen vorbereitet zu sein. Leider sind solche vorbereitenden Maßnahmen in wissenschaftlichen Projekten eher die Ausnahme, obwohl sie für eine verantwortliche Projektdurchführung vor Ort unerlässlich sein dürften.

Es liegt auf der Hand, dass für die Umsetzung eines so ambitionierten wissenschaftlichen Arbeitsprogramms ein großer Organisationsaufwand vor Ort erforderlich ist. Die Einbeziehung aller relevanten Stellen, der Aufbau einer Infrastruktur im Projektgebiet, einschließlich einer voll funktionsfähigen Projektwohnung, der Aufbau einer nötigen Transportlogistik mit lokalen Fahrern, die die Wissenschaftler und Studenten täglich auch an entlegene Orte im Gelände fahren, die Verfügbarkeit von Büroräumen und vieles mehr ist bei vielen Projekten häufig erst kurz vor Förderungsende in vollem Umfang funktionsfähig. Durch viel tatkräftige Hilfe der chinesischen Projektpartner und eine sehr effektive Projektkoordination ist es gelungen, die Aufgaben sehr kurzfristig zu bewältigen. Eine so effizient funktionierende Kooperation stellt sich nach unserer Erfahrung nur ein, wenn häufige persönliche Treffen stattfinden; das bezieht sich nicht nur auf Aufenthalte vor Ort im Projektge-



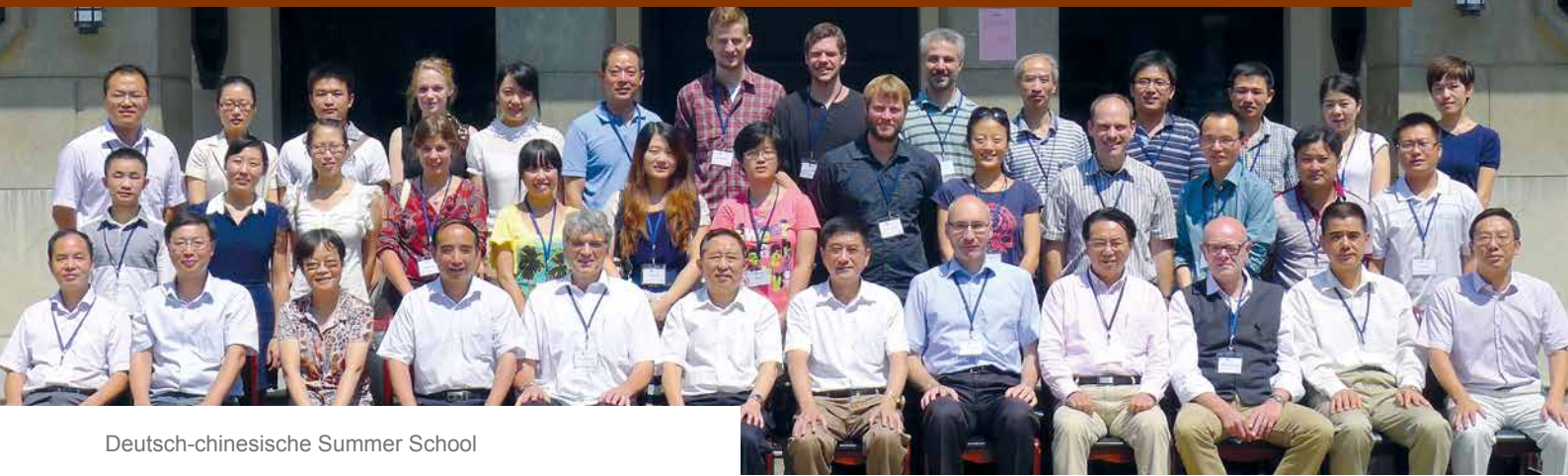
biet, sondern auch auf Einladungen der chinesischen Partner nach Göttingen.

Forstwissenschaftliche Fragestellungen, die einen globalen Bezug haben und unmittelbar mit Fragen der Waldbewirtschaftung in Zusammenhang stehen (zum Beispiel Klimaschutz, Biodiversitätsschutz, Holz als Energiequelle und als Rohstoff, Bekämpfung der Wüstenbildung, ...), werden wohl am besten in einem globalen Kontext bearbeitet. Hinsichtlich der Relevanz solcher Projekte sind internationale Kooperationen unabdingbar und entsprechende Auslandsaufenthalte sind ein Muss für den Projekterfolg. »Reisen bildet« bekanntermaßen und wir würden ergänzen: »Arbeiten im Ausland prägt« – jedenfalls, wenn beides mit der richtigen zielführenden Einstellung unternommen wird, nämlich dass internationale Wissenschaftskooperation wesentlich mehr erfordert als nur wissenschaftlichen Ehrgeiz und wissenschaftliche Fähigkeiten.

Chinesische und deutsche Studierende arbeiten hier im Team zusammen und stellen sich diesen Herausforderungen gemeinsam. Man darf keine Angst vor Schlangen und Kratzern haben und muss auf Begegnungen mit unfreundlichen Wildschweinen, anhänglichen Blutegeln und versteckten Tierfallen gefasst sein, wenn man sich durch Baumplantagen und durch weitgehend unberührte natürliche Bergwälder in den höheren Lagen kämpft. Es ist wichtig, ohne Hektik und Eile vorzugehen und sich möglicher Risiken jederzeit bewusst zu sein. Wenn die Studierenden dann in schwierigstem Gelände erfolgreich eine Probefläche eingemessen haben, können sie wirklich stolz sein.

Trotz der gemeinsamen Anstrengungen ist die Stimmung im Team gut und abends werden beim gemeinsamen Essen, an dem auch gerne die Mitarbeiter der Forstverwaltung teilnehmen, die Erfahrungen und Erlebnisse der einzelnen Teams ausgetauscht. Abgesehen von diesen arbeitstechnischen Aspekten ist auch die interkulturelle Erfahrung nicht zu unterschätzen. Die chinesischen Kollegen persönlich zu treffen, ihre Mentalität kennenzulernen und Arbeitsabläufe miteinander abzustimmen, trägt zu gegenseitigem Verständnis bei und wirkt sich positiv auf die weitere Zusammenarbeit aus.





Deutsch-chinesische Summer School

According to official statistics, more than 50 million hectares of plantation forests have been established in China over the past 30 years. This is about 1/4 of all global afforestation during this period and about 1.5 times the land area of Germany. The conditions, however, of many of the planted forests are not optimal, in particular in the subtropical regions of China. Obviously, China's forestry sector has a significant and so far under-utilized potential for climate change mitigation by increasing the amount of carbon that is stored in forests in the long term. German scientists have been contributing in various projects to support the development of efficient and adapted forest management strategies. In context of the scientific and technical cooperation project *Lin²Value* (www.lin2value.de), funded by the German Federal Ministry of Education and Research (BMBF), scientists from the Faculty of Forest Sciences and Forest Ecology are addressing important research questions regarding the establishment of multi-functional forestry and so-called »carbon forestry«.

The long-term goal behind this research collaboration is to convert the huge areas of mono-species tree plantations into more stable, more productive and more biodiversity-rich mixed forests. Various different disciplines of the forest sciences can serve that goal: in the project described here, we cover the fields of forest inventory and remote sensing (developing options for forest monitoring that integrate field sampling and remote sensing), silviculture (developing options for silvicultural management) and carbon markets (developing options to place carbon credits from forests on the upcoming national carbon market in China). This article describes the implementation of this project together with partners from Chinese universities and from the local forest administration in the study area in China. A focus is being laid on the active involvement of young scientists both from China and Germany. To ensure scientific success and practical relevance of research findings, it is indispensable to take into account from the outset the overall framework conditions, such as cultural and social aspects.



Prof. Dr. Christoph Kleinn, Jahrgang 1960, leitet seit 2002 die Abteilung Waldinventur und Fernerkundung an der Universität Göttingen. Er studierte Forstwissenschaften in Freiburg, wurde dort 1991 promoviert und erhielt 1998 die *Venia Legendi* in den Fachgebieten Waldinventur und Forstliche Biometrie. Seit 1988 berät er im Bereich Waldmonitoring nationale und internationale Organisationen. Vor seiner Berufung nach Göttingen war er fünf Jahre Dozent für Biostatistik an einer tropenlandwirtschaftlichen Lehr- und Versuchseinrichtung in

Costa Rica (CATIE). In der Forschung befasst sich Kleinn schwerpunktmäßig mit methodischen Fragen der Planung, Optimierung, Implementation und Auswertung nationaler Waldinventuren und war dazu beispielsweise in Costa Rica, Nepal und Mozambique tätig. Zusammen mit seiner Abteilung führt er weltweit zahlreiche Forschungsprojekte durch, derzeit mit Schwerpunkten in Indonesien und China. Er organisiert zusammen mit Dr. Fehrmann regelmäßig auch studentische Veranstaltungen und Projekte im Ausland.

Dr. Lutz Fehrmann, Jahrgang 1973, wurde im Jahr 2006 an der Universität Göttingen aufgrund seiner Arbeit über nicht-parametrische Verfahren zur Schätzung der Biomasse von Bäumen mit Auszeichnung promoviert. Anschließend war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der HIS Hochschul-Informationssystem eG tätig und kehrte 2008 an die Universität Göttingen zurück. Als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung für Waldinventur und Fernerkundung ist er an der Beantragung und Durchführung zahlreicher, meist inter-

nationaler Drittmittelprojekte beteiligt und hat weitreichende Projekterfahrung in Asien, Afrika und Südamerika. Er koordinierte unter anderem die Antragstellung des Lin²Value-Projektes. Schwerpunkt seiner Forschung und Publikationen ist die Entwicklung und Optimierung von Inventurverfahren und statistischen Schätzern zur stichprobenbasierten Erfassung natürlicher Ressourcen. Dazu war er bereits mehrmals beratend für die Food and Agricultural Organization der UN (FAO) international tätig.



Dr. Haijun Yang, Jahrgang 1970, erhielt seinen Bachelor an der Zentral-Süd-Universität für Forstwissenschaft und Technologie und seinen Master in Forstwissenschaft und Waldökologie an der Universität Göttingen. Hier promovierte er auch über »Adaptive Sampling«. Nach seinem Bachelor hat er mehrere Jahre als Forstbeamter in dem Forstamt der Provinz Hubei und der Provinz Hainan gearbeitet und die Durchführung verschiedener nationaler und internationaler Forstprojekte koordiniert. Er war an der Beantragung des abge-

laufenen »Modified Adaptive Cluster Sampling«-Projektes und des laufenden Lin²Value-Projektes beteiligt. Seit 2012 ist er Postdoc in der Abteilung für Waldinventur und Fernerkundung der Universität Göttingen und für das Lin²Value-Projekt tätig. Sein Fokus ist der deutsch-chinesische wissenschaftliche Dialog über Wald und Klima. Schwerpunkt seiner Forschung ist die Entwicklung und Optimierung von Inventurverfahren und statistischen Schätzern zur stichprobenbasierten Erfassung natürlicher Ressourcen.

Matthias Seebauer, Jahrgang 1978, ist Diplom Forstwirt der Universität Freiburg und seit 2008 Mitarbeiter bei der UNIQUE forestry and land use GmbH. Er bearbeitet zahlreiche Projekte im Bereich Forstwirtschaft, Clean Development Mechanism und andere Kompensationsprojekte in Land- und Forstwirtschaft für den freiwilligen Kohlenstoffmarkt. Er spezialisierte sich auf die Entwicklung von Monitoring und Berichtswesen (MRV) für THG Minderungsmaßnahmen im Land- und Forstsektor auf Projekt- und nationaler Ebene

mit Schwerpunkten in Afrika und Asien. In China arbeitete er seit 2004 als Berater in Anhui und einem GIZ-Projekt in Gansu zum Thema Entwicklung und Implementierung von nachhaltiger Waldwirtschaft. Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Entwicklung und Umsetzung von Richtlinien für Forsteinrichtung und nachhaltige Forstwirtschaft sowie die Ausarbeitung von Schulungsprogrammen in Forstplanung und Bewirtschaftung. Seit 2012 promoviert er im Rahmen des Lin²Value-Projektes an der Universität Freiburg.



AUF DEM INTERNATIONALEN PARKETT DER TEILCHENPHYSIK UNTERWEGS

Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler
meistern hohe Mobilitätserwartungen

ARNULF QUADT



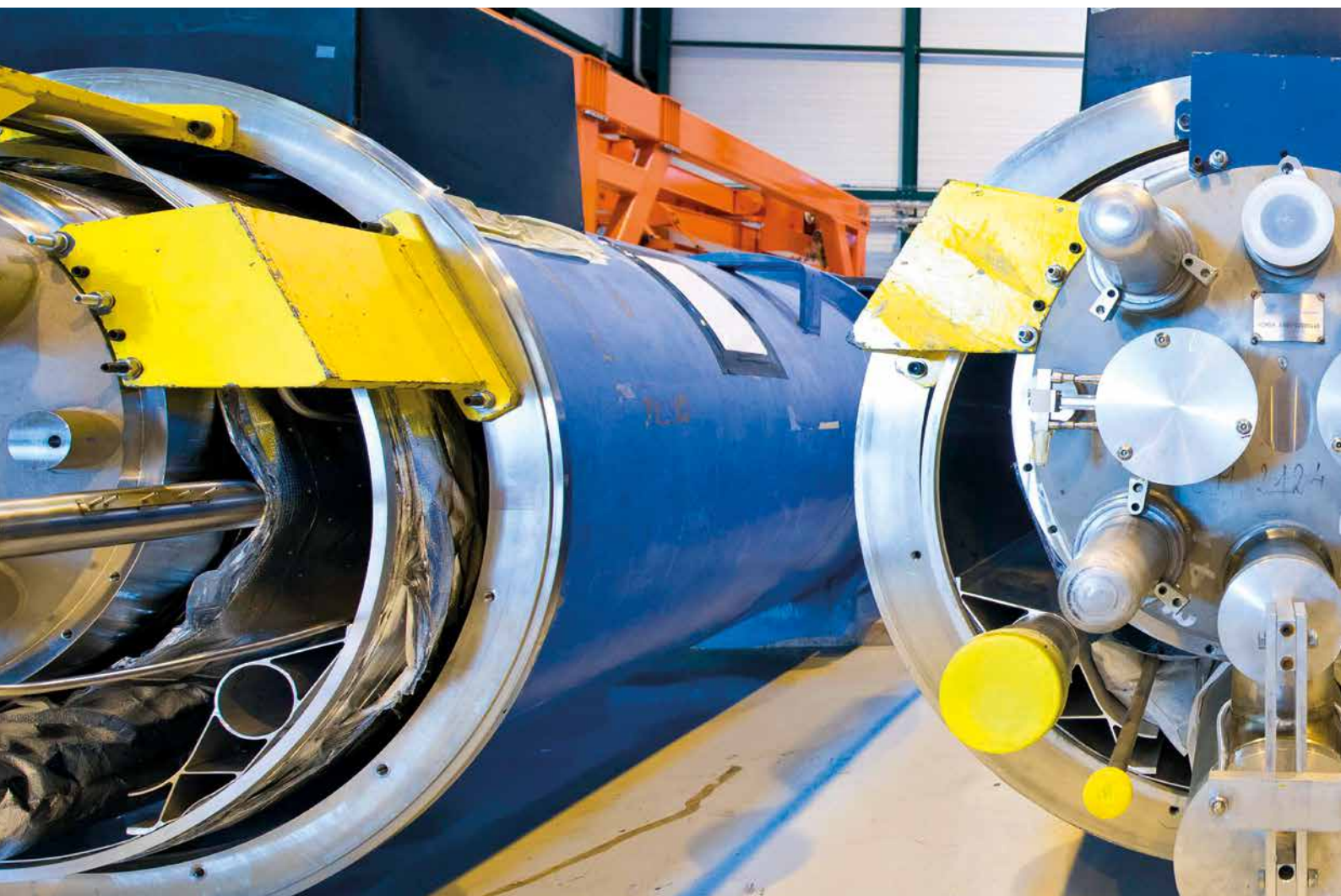


Université de Paris
Université de Paris
→ i& →

Die moderne Elementarteilchenphysik wird an großen internationalen Forschungszentren durchgeführt, die sich über die ganze Welt verteilen. Die wissenschaftliche Arbeit auf diesem Feld setzt in starkem Maße Mobilität und die Affinität zu großen internationalen Forschungsgruppen voraus. Reisen macht zum Teil den Reiz dieses Forschungsfeldes aus, kann aber in bestimmten Situationen auch eine Belastung darstellen. In seinem Beitrag zeigt Prof. Dr. Arnulf Quadt, wie vor allem junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Qualifikationsphase Forschen und Leben in Einklang bringen müssen. Wer die hohen Mobilitätsanforderungen meistert, kann die ersten Schritte auf dem internationalen Parkett der Teilchenphysik erfolgreich bewältigen und legt so den Grundstein für die weitere Karriere.

Vorherige Doppelseite: Globus der Wissenschaft und Innovation: das CERN in Genf.

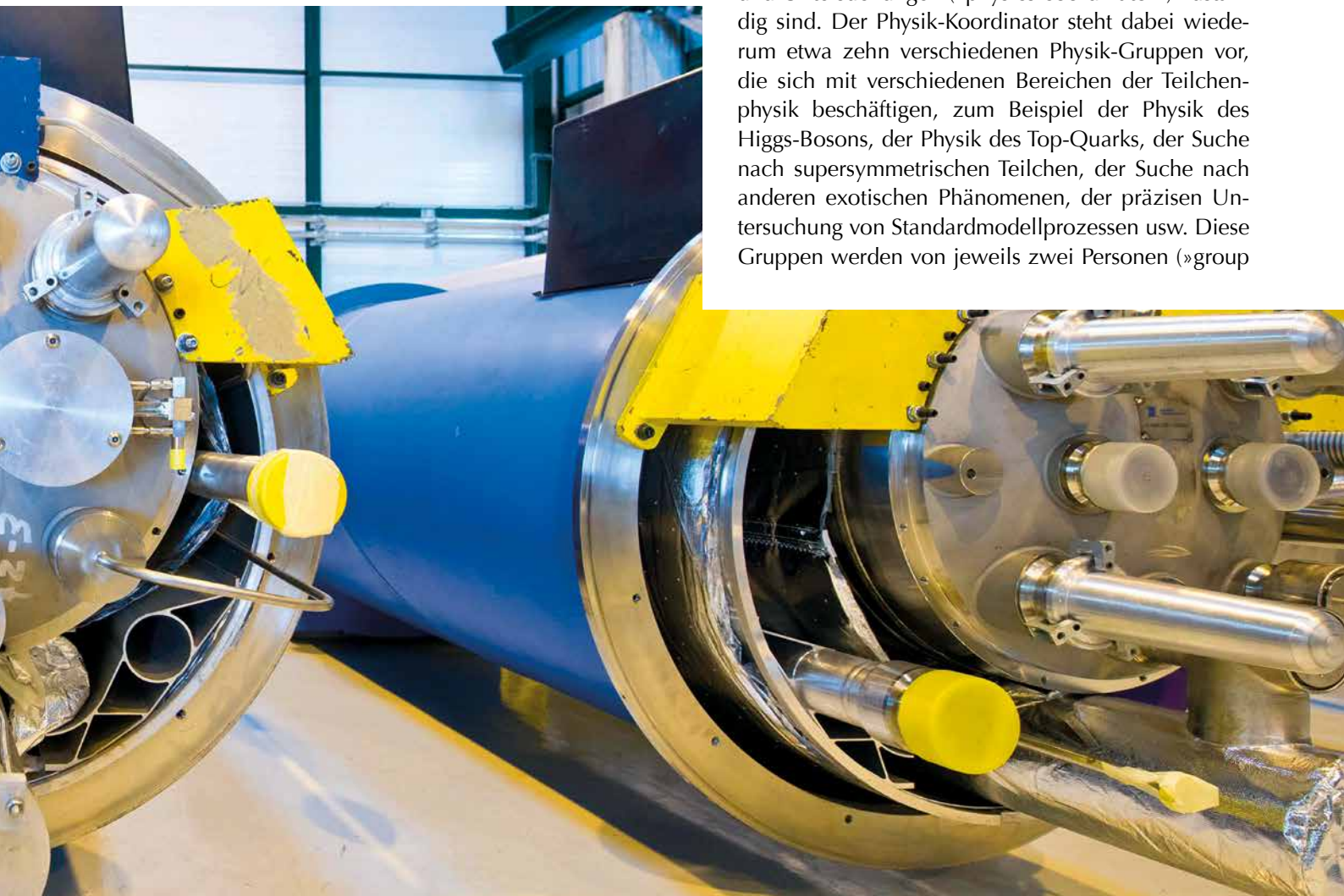
Unten: Drei der über 1.000 Dipolmagnete mit Kühlgeräten (Kryostaten). Sie wurden im Large Hadron Collider eingebaut und zwingen die hochenergetischen Protonen auf die 27 Kilometer lange Kreisbahn.



Die Elementarteilchenphysik ist eine der erfolgreichsten und präzisesten Disziplinen der Naturwissenschaften. Sie erforscht die Menschheitsfrage, woraus die Natur besteht, ob es kleinste elementare Bausteine gibt und wie diese zusammenhalten und somit unsere Welt formen. Die zugrundeliegenden Naturgesetze sind universell und können deshalb überall auf der Welt mit den gleichen Ergebnissen untersucht werden. Da aber die Untersuchung von physikalischen Objekten, die deutlich kleiner sind als die Wellenlänge des sichtbaren Lichtes, nicht direkt möglich ist, hat Ernest Rutherford Anfang des 20. Jahrhunderts das Konzept der Streuexperimente eingeführt. Ein kleines Projektil wird auf das zu untersuchende Objekt geschossen und prallt von diesem ab. Aus der Energie- und Streuwinkelverteilung der abgeprallten Projektile lässt sich auf die Struktur des untersuchten Objektes und die Art der Wechselwirkung (= Kraft) zurückschließen. Aufgrund der Heisenberg'schen Unschärferelation braucht man immer höhere Projektilenergien, um immer kleinere Strukturen untersuchen zu können. Mit den aktuell eingesetzten Techniken ist das nur in immer größeren Beschleunigeranlagen möglich, die nur an wenigen über den Globus verteilten Labors der Teilchenphysik im internationalen Verbund gebaut und betrieben werden können. Beispiele sind das

DESY in Hamburg, das Fermilab (FNAL) in Chicago/USA, das CERN in Genf/Schweiz oder das KEK in Tsukuba/Japan. Diese Projekte haben inzwischen über 20 Jahre Vorbereitungszeit, werden seit über 20 Jahren betrieben und können nur international finanziert werden. Die wissenschaftlichen und technologischen Fragen, die es zur Realisierung solcher Experimente zunächst zu überwinden gilt, sind dabei so groß, dass dies nur in enger Kooperation der weltweiten Expertinnen und Experten gelingen kann. Die Forscherinnen und Forscher der internationalen Universitäten und Forschungseinrichtungen schließen sich dazu in internationalen Großkollaborationen zusammen, die ohne jegliche Weisungsbefugnis auskommen, aber dennoch eine formale Struktur mit Aufgabenteilung und klar geregelten Verantwortlichkeiten aufweisen.

Die vier Verbundprojekte (ATLAS, CMS, ALICE und LHCb) am Large Hadron Collider (LHC) des CERN in Genf bestehen inzwischen aus bis zu 2.000 Forscherinnen und Forschern, in der Öffentlichkeit gerne als »die CERN-Forscher« bezeichnet. Sie haben typischerweise ein oder zwei gewählte Sprecher und ein Leitungsgremium aus wenigen Personen, die für technische Fragen, den Betrieb des Experimentes, die Finanzaspekte, verschiedene Detektorkomponenten, Publikationsfragen oder Koordination und strategische Fragen der physikalischen Messungen und Untersuchungen (»physics coordinator«) zuständig sind. Der Physik-Koordinator steht dabei wiederum etwa zehn verschiedenen Physik-Gruppen vor, die sich mit verschiedenen Bereichen der Teilchenphysik beschäftigen, zum Beispiel der Physik des Higgs-Bosons, der Physik des Top-Quarks, der Suche nach supersymmetrischen Teilchen, der Suche nach anderen exotischen Phänomenen, der präzisen Untersuchung von Standardmodellprozessen usw. Diese Gruppen werden von jeweils zwei Personen (»group



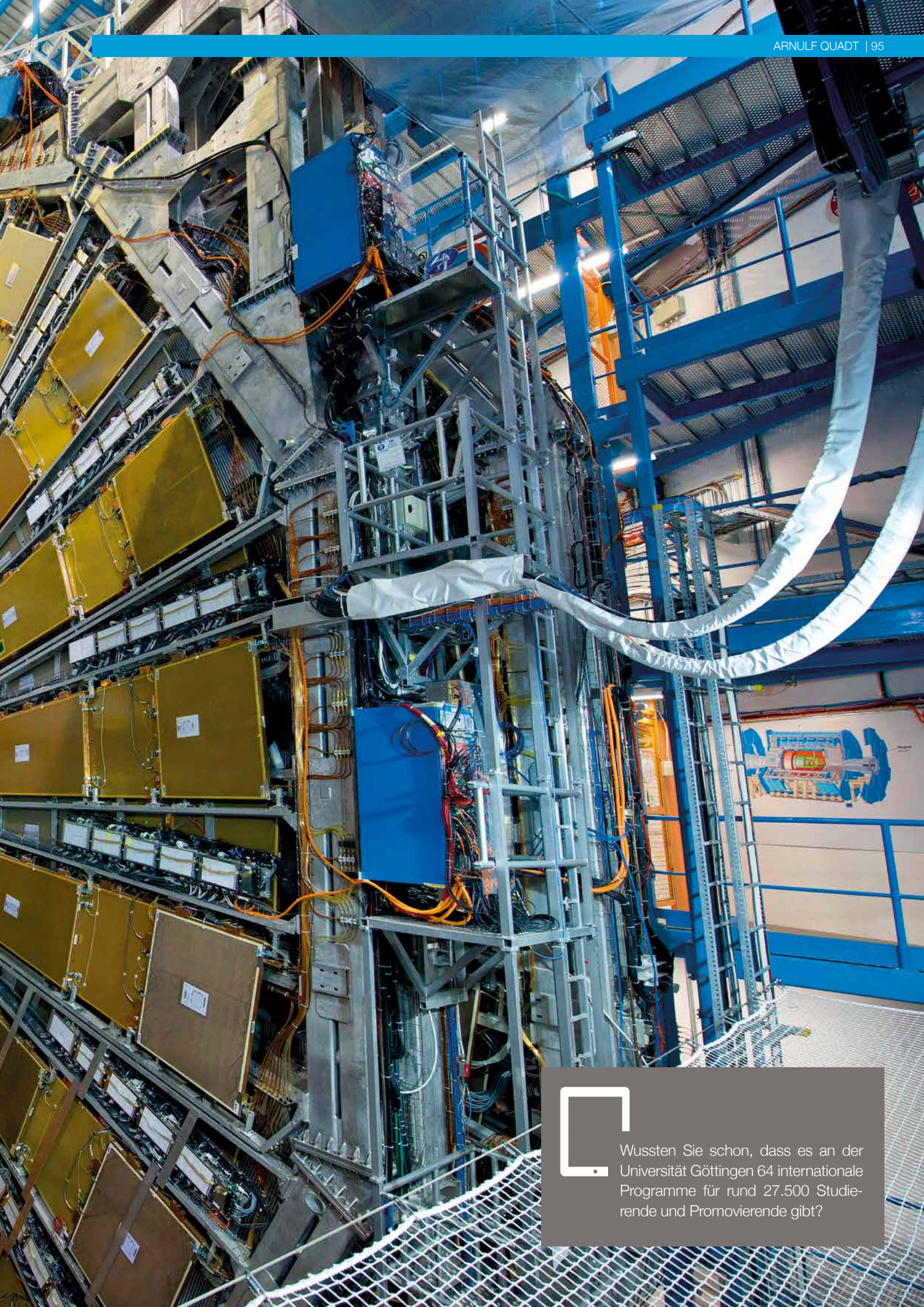
conveners») geleitet und bestehen oft aus mehreren Untergruppen, die wiederum von ein oder zwei Untergruppenleitern (»sub-group conveners«) geleitet werden. Die Gruppen und Untergruppen treffen sich regelmäßig, oft wöchentlich, um die gemeinsam oder in Untergruppen von 5 bis 15 Personen durchgeführten einzelnen Messungen und deren Fortschritte oder Probleme zu besprechen. Die Koordination und der wissenschaftliche Austausch erfolgen dabei vor allem über E-Mail schreiben oder andere Kommunikationswerkzeuge im Internet (dazu wurde das World-Wide-Web Anfang der 1990er-Jahre am CERN entwickelt). Die eigentlichen Gruppentreffen werden aber per Videokonferenz durchgeführt.

Der effiziente Einsatz solcher Medien erfordert einige Erfahrung und eine entsprechend gute Ausrüstung. Dennoch ist es unabdingbar, dass sich die beteiligten Forscherinnen und Forscher auch regelmäßig persönlich treffen, was zum Beispiel am CERN, aber auch auf internationalen Konferenzen und für jüngere Forscherinnen und Forscher auch auf Sommerschulen möglich ist. Die Bekanntschaften und Freundschaften, die dort entstehen, sind oft die tragenden Säulen von Kleingruppen, die einzelne physikalische Datenanalysen durchführen. Die Soziologie solcher Forschergruppen mit Mitgliedern aus verschiedenen Ländern, Instituten und Arbeitsgruppen ist sehr komplex und spannend. Der regelmäßige persönliche Kontakt zumindest von einzelnen Personen ist dabei besonders wichtig. In den Kollaborationen finden dazu etwa viermal im Jahr einwöchige Treffen am CERN in Genf oder einmal pro Jahr an einem auswärtigen Mitgliedsinstitut statt.

Außerdem gibt es zu Arbeitsthemen einzelner Untergruppen auch regelmäßige Treffen vor Ort, meist am CERN oder seltener auch an externen Instituten. Dazu kommt, dass alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Ko-Autoren der Publikationen der Kollaborationen werden oder bleiben möchten, zunächst eine zwölfmonatige Qualifikationsaufgabe absolvieren müssen. Diese dient meist der Kalibration oder dem technischen Betrieb des Detektors und ist somit für das Experiment wichtig. Zusätzlich müssen alle Forschenden regelmäßig Acht-Stunden-Schichten leisten, um die Datennahme durchzuführen und den Betrieb des Detektors vor Ort rund um die Uhr, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, zu garantieren und die Datenqualität zu überwachen. Viele dieser Aufgaben verlangen eine Anwesenheit vor Ort am CERN. Reisen ist somit integraler Bestandteil der Tätigkeit aller beteiligten Physikerinnen und Physiker, aber in gewissem Umfang auch der Technikerinnen und Techniker und Ingenieurinnen und Ingenieure.

Mit diesen Myon-Kammern werden Flugbahn, elektrische Ladung und der Impuls der Myonen gemessen.





Wussten Sie schon, dass es an der Universität Göttingen 64 internationale Programme für rund 27.500 Studierende und Promovierende gibt?



Oben: Studierende werden auf einer CERN-Exkursion durch die Magnethalle geführt und erhalten fachkundige Erklärungen.

Rechts: Studierende erfahren an einer Plasmakugel, wie Energie durch elektromagnetische Felder übertragen wird und diese beeinflusst werden können.

An der Universität Göttingen sowie in den meisten anderen beteiligten Forschungseinrichtungen werden dreijährige Promotionen angestrebt. Dabei verbringen die Doktorandinnen und Doktoranden meist das erste Jahr in Göttingen, arbeiten sich in ihr Forschungsthema ein, betreuen jüngere Studierende und engagieren sich stark in der Lehre. In dieser Zeit bearbeiten sie außerdem in etwa der Hälfte ihrer Forschungszeit die geforderte Qualifikationsaufgabe im CERN und erwerben sich somit den Status ordentlicher Autoren der ATLAS-Kollaboration. Anfang des zweiten Jahres, wenn sie in ihren Forschungsarbeiten Grundlagen geschaffen haben und auf internationalem Niveau mithalten können, gehen sie für mehrere Monate oder bis zu einem Jahr an das CERN. Dort bringen sie sich voll und ganz in die jeweilige Physikgruppe ein und unterstützen sie mit ihren zahlreichen Mitgliedern in jeglicher Hinsicht, helfen bei der Lösung von Problemen und knüpfen persönliche Kontakte. Außerdem ist es in der Phase sehr gut möglich, regelmäßig, zum Teil wöchentlich, Vorträge über die aktuellen Fortschritte und Probleme der jeweiligen Analyse in den Treffen vorzutragen und

somit auch die persönliche Sichtbarkeit deutlich zu steigern. Diese Phase ist oft entscheidend für die Frage, wer später eine fortgeschrittene Analyse der Physikgruppe oder dem »Editorial Board«, das aus mehreren erfahrenen Personen besteht und die Entwicklung einer Analyse von Anfang bis zur Publikation begleitet, vorträgt. Sowohl solche Vorträge als auch die Auswahl, als offizielle Rednerin oder Redner auf einer internationalen Konferenz eine neue Messung vortragen zu dürfen, sind hohe Auszeichnungen und drücken die besondere Wertschätzung der Kollaboration bezüglich der eigenen Arbeit aus. Somit sind diese CERN-Aufenthalte neben der Qualität der wissenschaftlichen Arbeit auch sehr wichtig, um den Grundstein für den Erfolg einer wissenschaftlichen Laufbahn zu legen und potenzielle zukünftige Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber von der eigenen Qualität zu überzeugen.

Die Doktorandinnen und Doktoranden, die vor Ort am CERN sind, übernehmen einen größeren Teil der Göttinger Schichtverpflichtungen, während die Doktorandinnen und Doktoranden in Göttingen sich stärker in der Lehre engagieren. Während des zweiten Jahres in Genf können mehrere Pendelreisen nach Göttingen notwendig werden, zum Beispiel aus persönlichen, medizinischen oder organisatorischen Gründen. Eine Doktorandin wurde während dieser Zeit schwanger. Sie wollte unbedingt den CERN-Aufenthalt regulär bis zum Ende ihres zweiten Jahres, was mit dem Beginn des Mutterschutzes zusammenfiel, weiterführen und diese Gelegenheit wissenschaftlich voll ausnutzen. Sie ist aber regelmäßig zu den Vorsorgeuntersuchungen und zu ihrem Ehemann nach Göttingen gependelt. Eine andere Doktorandin hatte das Glück, am Dorothea-

Schlözer-Mentoring-Programm teilnehmen zu dürfen. Das war ihr so wichtig, dass sie auch während der Zeit am CERN regelmäßig zu den Treffen ihrer Mentoring-Gruppe nach Göttingen gereist ist.

Das dritte Jahr verbringen die Doktorandinnen und Doktoranden meist in Göttingen, schließen ihre Analyse ab und arbeiten zusammen mit anderen Nachwuchswissenschaftlerinnenn und -wissenschaftlern sowie Postdocs in der kleinen Untergruppe an deren Veröffentlichung. Dabei kommt es manchmal zu Situationen, die auch im Semester eine Anwesenheit von ein paar Tagen oder ein bis zwei Wochen am CERN zur Klärung von kritischen Fragen erfordern. Diese können sehr kurzfristig auftreten, sodass schnell ein Ersatz für Übungsgruppen oder andere Verantwortungen in Göttingen organisiert werden muss. Unabhängig von den CERN-Aufenthalten im zweiten Promotionsjahr kommen auch manchmal andere Auslandsaufenthalte von mehreren Wochen oder Monaten vor. Ein Doktorand, der sich bereits gut mit der Rekonstruktion eines bestimmten Prozesses auskannte, aber diesen Prozess in Kombination mit einem weiteren Teilchen untersuchen wollte, ist für einige Monate zu den weltweit führenden Experten für die Rekonstruktion dieses Teilchens an die Universität Orsay in Paris gegangen, um dort die benötigte Expertise zu erwerben und in unsere Arbeitsgruppe einbringen zu können. Eine andere Doktorandin war für mehrere Monate in Bologna, um den Kollegen dort zu helfen, die Entwicklung einer Elektronikarte, die Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeit war und für

den Betrieb der zweiten Phase des ATLAS-Pixeldetektors von entscheidender Bedeutung ist, voranzutreiben und zu beschleunigen. Der Zeitdruck kam dabei auf der einen Seite durch den engen Zeitplan des gesamten Upgrade-Projektes zustande. Auf der anderen Seite war auch sie schwanger und wir hatten gemeinsam überlegt, wie wir es schaffen, dass sie ihre Doktorarbeit inklusive Abschlussprüfung vor Beginn des Mutterschutzes erfolgreich abschließen kann. Dafür war es notwendig, dass die Arbeiten in Bologna erfolgreich beendet würden und sie diese für ihre Arbeit weiter nutzen konnte. Durch den Auslandsaufenthalt in Bologna ist dies gelungen.

In einem dritten Fall hat ein Doktorand Testmessungen von neuen Detektorbauteilen gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen unter anderem in Mailand durchgeführt. Um die genaue Analyse und Auswertung dieser Messungen zeitnah durchzuführen, die für eine kritische Technologieentscheidung mit enormen Konsequenzen für das ganze ATLAS-Experiment verbunden waren, hat er diese direkt in Mailand in enger und täglicher Zusammenarbeit mit den verantwortlichen Expertinnen und Experten durchgeführt. Die entsprechende Entscheidung konnte fristgerecht getroffen werden, sodass das gesamte Projekt seinen Zeitplan einhalten konnte und die resultierende Technologieentscheidung bis heute Bestand hat. Eine weitere junge Doktorandin, die an der Entwicklung von Mikroelektronik für die Auslese der über 80 Millionen Auslesekanäle des zukünftigen ATLAS-Pixeldetektors arbeitet, muss alle paar Wochen oder Monate zum DESY in Hamburg oder zum CERN in Genf fahren, um dort zusammen mit weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unserer oder anderer internationaler Arbeitsgruppen neue Teilchendetektoren in Teststrahlungsmessungen an den Laboren zu testen, die Apparaturen aufzubauen und die Daten der Testmessungen im Schichtbetrieb aufzuzeichnen. Diese Reisen muss sie selber unter Berücksichtigung



sichtigung ihrer anderen Verpflichtungen, zum Beispiel in der Lehre, organisieren. Auch auf die Arbeitszeiten ihres im Bereitschaftsschichtdienst tätigen Lebensgefährten muss sie Rücksicht nehmen.

In einer erfolgreichen wissenschaftlichen Laufbahn in der Teilchenphysik folgen nach der Promotion meist mehrere Jahre als Postdoc, oft an Instituten im Ausland. Dabei können die Nachwuchskräfte an den jeweiligen Heimatinstitutionen im Ausland arbeiten. Manchmal sind sie aber auch für diese am Standort der Labore tätig, also beispielsweise am CERN in Genf. Je nach Konstellation sind auch Zeiten am CERN und an der Heimatuniversität vorgesehen. In dieser Phase ist es bereits wichtig, junge Studierende und Promovierende anzuleiten, signifikante Beiträge zu den physikalischen Datenanalysen zu leisten, um von der Kollaboration Angebote zu Vorträgen auf internationalen Konferenzen zu erhalten und Führungsqualitäten in Leitungsfunktionen (»convenerships«) zu zeigen. Für Letzteres sind die wissenschaftliche Qualifikation und herausragende Leistungen notwendige Voraussetzungen.

Eine Entscheidung für die Wissenschaft, für die Übernahme einer entsprechenden Leitungsfunktion und damit für eine mögliche dauerhafte Berufsperspektive in Forschung und Lehre kann beispielsweise bedeuten, dass man trotz multimedialer Technik einen Teil der Entwicklung seiner kleinen Kinder verpasst und damit unumkehrbare menschliche Verluste verbunden sind. Nicht umsonst erreichen die Scheidungsraten der CERN-Physikerinnen und -Physiker Rekordwerte. Durch vermehrte Pendelreisen können solche Härten zum Teil abgefangen werden, sind aber wiederum mit anderen Belastungen verbunden. Außerdem setzen diese die uneingeschränkte Unterstützung des oder der Vorgesetzten, der Fakultäts- und Universitätsleitung und der Universitätsverwaltung sowie eine durch erfolgreiche Drittmittelinwerbung flexible und finanzkräftige Arbeitsgruppe oder zusätzliche personenbezogene Fördermittel voraus. Vor diesem Hintergrund fällt es dann kaum noch ins Gewicht, dass in vielen Fällen zahlreiche andere Reisen an die Labore DESY in Hamburg, CERN in Genf, KEK in Tsukuba oder Fermilab in Chicago oder



Davon abgesehen spielt aber auch eine Balance bezüglich Nationalität, Geschlecht oder Institutszugehörigkeit eine gewisse Rolle. Außerdem können die Erwartungen in solchen Funktionen nur erfüllt werden, wenn die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler einen signifikanten Anteil der Zeit vor Ort am CERN verbringen oder sogar für ein oder zwei Jahre ganz dorthin ziehen.

Die jungen Leute können dabei leicht in Gewissenskonflikte geraten. Auf der einen Seite wissen sie, dass solche Leitungsfunktionen für den Erfolg einer wissenschaftlichen Laufbahn und die Chancen auf eine unbefristete spätere Anstellung an einer Universität oder einem sonstigen Forschungsinstitut, insbesondere für eine Professur, sehr wichtig oder sogar unerlässlich sind. Auf der anderen Seite kann je nach familiärer Situation oder dem Stadium der (wissenschaftlichen) Ausbildung oder Karriere der Lebenspartnerin oder des Lebenspartners eine solche Entscheidung auch eine starke Belastung für Familien, Partnerschaften und Ehen bedeuten.

wissenschaftliche Tagungen wie die Jahrestreffen des Verbundprojektes ATLAS, Frühjahrestagungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DPG) oder internationale Tagungen anstehen.

Reisen ist integraler Bestandteil der Forschung in der Teilchenphysik. Es macht zum Teil den Reiz dieses Forschungsgebietes aus und ermöglicht die internationale Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten aus aller Welt. Es ist in gewissem Maße und besonders in bestimmten Phasen einer erfolgreichen wissenschaftlichen Laufbahn notwendig, um signifikant an der Erforschung dieser Menschheitsfragen mitwirken und Beiträge leisten zu können. Das Unterwegssein kann aber auch zu Belastungen und Konflikten insbesondere in der Vereinbarkeit von Familie und Beruf führen. In der heutigen Zeit ist ein flexibler und verantwortungsvoller Umgang mit Forderung von Auslandsaufenthalten als notwendigem Qualitäts- oder gar Einstellungskriterium erstrebenswert und möglich.

Modern particle physics is conducted at world-wide international research centres. Scientific work in this field requires a high degree of mobility and an affinity to large international research groups. Travelling is part of the attraction of this research field, but in certain situations it can also become a burden. In his article, Professor Arnulf Quadt shows how scientists and researchers, especially young ones, need to achieve a life-research balance during their qualification phase. The ones to meet the high mobility requirements can successfully take their first steps onto the international particle physics stage and thereby lay the foundations for furthering their careers in that field.

Experimental particle physics can only be done at the large accelerator facilities which are run at a few internationally affiliated laboratories distributed around the globe. DESY in Hamburg, the Fermilab (FNAL) in Chicago, Illinois, USA, CERN in Geneva, Switzerland and the KEK in Tsukuba, Japan are some examples. Meanwhile, as many as 2,000 researchers are working on the four Large Hadron Collider (LHC) collaboration projects (ATLAS, CMS, ALICE and LHCb) at CERN in Geneva. Despite the World Wide Web, e-mail and video conferencing, the participating researchers must meet personally at regular intervals or be involved in experiments and test series on site. Whilst writing their three-year term doctoral theses, Göttingen University doctoral candidates are actively integrated in the research work at CERN. For example, in

their second year – once they have established the principles for their research papers – they will go to Geneva for several months or for up to one year.

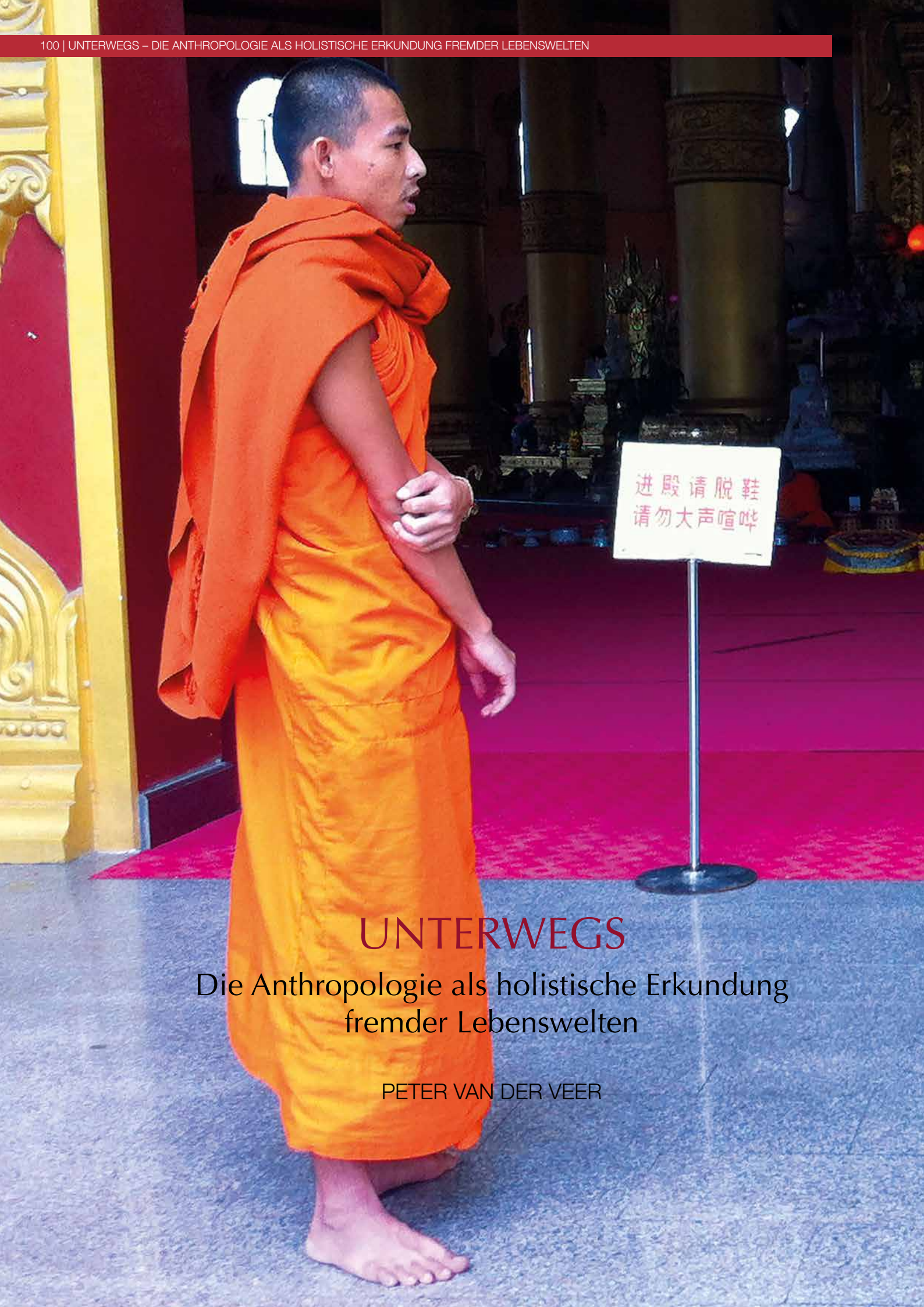
After their doctorate, students pursuing a successful academic career in particle physics will usually similarly spend several years doing their postdoc at institutes abroad. The young people know that foreign experience working in an international team and the assumption of management duties are all very important or even indispensable for a successful academic career, as well as to get a chance for an appointment to a university or research institute, and particularly for a professorship. Depending on the family situation or the career plans of the life partner, this can place a heavy burden on families, partnerships and marriages. The decision to dedicate one's career to the sciences and secure permanent career perspectives in teaching and research can mean, for example, that the experimental particle physicist may miss some parts of their small children's development – despite multimedia technology and commuting between home and the work place.

Travelling is an integral part of research in particle physics. And, to some extent, that's what makes this area of research so exciting and fosters international collaboration among like-minded peers from all over the world. To a certain extent, and especially in certain phases of a successful academic career, this is necessary in order to be able to participate and make significant contributions to the study of issues affecting mankind.

Prof. Dr. Arnulf Quadt, Jahrgang 1969, studierte Physik und Mathematik in Bonn und arbeitete bereits als Student im Rahmen des ZEUS-Experiments am DESY in Hamburg. 1997 wurde er an der University of Oxford (UK) promoviert. Als Postdoc arbeitete er 1997 und 1998 unter anderem als Teilchenphysiker in Oxford und Tokio. Am DESY in Hamburg war er Arbeitsgruppenleiter. Es folgten Forschungsaufenthalte am CERN in Genf und als Hochschulassistent an der Universität Bonn, mit wöchentlichen Reisen zum CERN. Hier war Quadt in den Projekten OPAL, ATLAS, CMS und bei den D0-Experimenten des Teilchenbeschleunigers verantwortlich tätig. Mit einem Feodor-Lynen-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung ausgestattet,

führten physikalische Experimente den Wissenschaftler in den Jahren 2003 bis 2005 an die Rochester University in New York/USA und das Fermilab in Chicago/USA. Seine Position als stellvertretender Koordinator des Physikprogramms des D0-Experimentes machten es notwendig, dass er 14-tägig zwischen Chicago und Genf, beziehungsweise Chicago und München pendelte. Nachdem Arnulf Quadt 2005/2006 eine Lehrstuhlvertretung für Experimentelle Teilchenphysik an der Universität Göttingen übernommen hatte, wird er 2006 nach Göttingen berufen. Nach wie vor reist er regelmäßig nach Genf und München, um seine Experimente am CERN durchzuführen und seine Doktorandinnen und Doktoranden zu betreuen.





UNTERWEGS

Die Anthropologie als holistische Erkundung
fremder Lebenswelten

PETER VAN DER VEER



Der große Unterschied zwischen einem Philosophen (oder einem Angehörigen der Philosophischen Fakultät im Allgemeinen) und einem Anthropologen besteht darin, dass Letzterer seine relativ komfortable Existenz verlässt, um an weit entfernten Orten das Leben zu studieren, und zwar nicht abstrakt, sondern konkret, als gelebte Realität. Laut einer leicht abgedroschenen Geschichte über Immanuel Kant machte der Philosoph täglich einen Spaziergang in Königsberg, und das war seine einzige Begegnung mit der Alltagsrealität. Den Rest – Raum und Zeit und sogar Weltfrieden – holte er sich durch Vorstellungskraft in sein Arbeitszimmer. Dazu war er allerdings durchaus in der Lage; deshalb sollten wir die Philosophie nicht aufgrund ihres geschützten Blickwinkels verunglimpfen.

Vorherige Doppelseite: Professor van der Veer mit einem buddhistischen Mönch aus Burma in Dehong, Südwest-China.

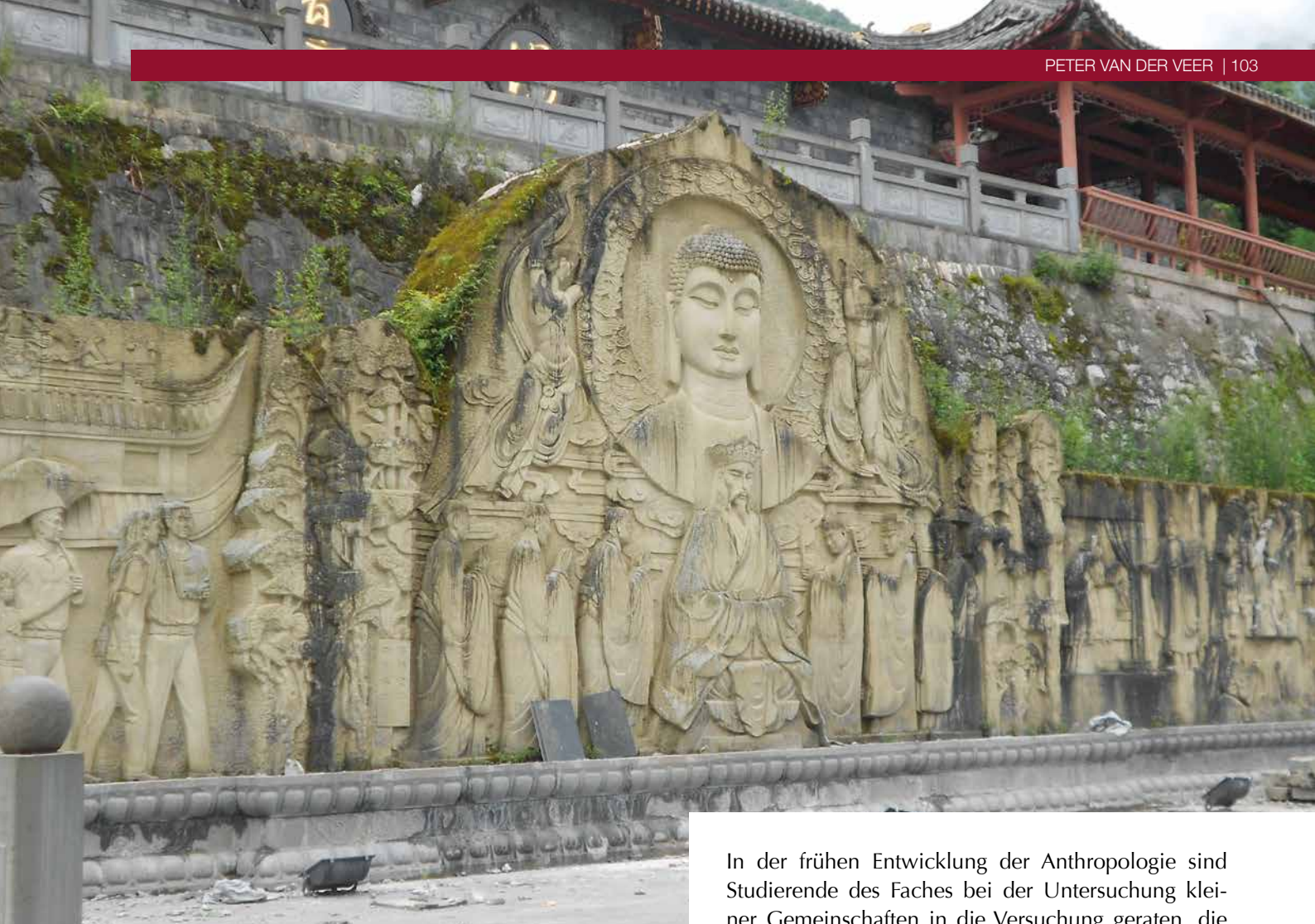
Rechts: Relief mit der Geschichte von Master Yang in Mianning, Südwest-China.

Lassen Sie mich folgende Anekdote erzählen: Als ich ein Student war, hatte ich einen Professor, der niemals Indien besucht hatte und sich weigerte, nach Japan zu fahren, um einen bedeutenden, ihm verliehenen Preis entgegenzunehmen. Er schrieb über Indien als textuellen Ort, indem er textuelle Traditionen als Quellen nutzte und natürlich das, was andere über Indien geschrieben hatten. Auch er war dazu durchaus in der Lage, obwohl er kaum die Stadt Utrecht verlies.

Der chinesische Sanskritforscher Ji Xianlin schrieb in seinem Buch *Zehn Jahre in Deutschland* über einen Professor der Sinologie, der kein Chinesisch sprach und niemals China besucht hatte. Ji selbst ging vor dem Zweiten Weltkrieg nach Göttingen, vor allem um den Status eines Wissenschaftlers zu erlangen, der im Ausland ausgebildet worden war – damals wie heute ein hoch begehrtes Renommee unter den Chinesen. Bei Kriegsausbruch hing er aber in Göttingen fest und musste sehr lange warten, bis er in seine Heimat zurückkehren konnte. Der Fall Ji ist interessant, da er eindeutig ein intelligenter und ehrgeiziger Mann war, der später Vize-Präsident der Beijing Universität

wurde. In seinem Buch aber kann Ji dem Leser nur wenige ironische Beobachtungen über Göttingen sowie die bedauernde Tatsache vermitteln, dass die Deutschen, die eine so hohe Kultur besaßen, zu politischem Denken unfähig waren. Man hätte gehofft, dass ein chinesischer Intellektueller, jemand aus einer vollkommen anderen Kultur, in der Lage gewesen wäre, etwas Überraschendes und Erleuchtendes über Deutschland während des Krieges zu erzählen. Enttäuschenderweise zeigt sein Beispiel jedoch, wie Menschen, die im Ausland studieren (und sogar im Ausland arbeiten), in einem selbst gewobenen Kokon leben und in der Tat sehr wenig von der sie umgebenden Kultur wahrnehmen.

Man kann nur über die große Anzahl der gegenwärtig in Göttingen studierenden Asiaten staunen. Erfahren sie mehr über die deutsche Kultur als ihr berühmter Vorgänger? Oder leben Sie einfach in einem ähnlichen selbst gewählten Kokon, abgeschirmt von der Auseinandersetzung mit der fremden Kultur? Während ihres Aufenthalts in Deutschland werden viele chinesische Studierende zu Christen, dennoch besuchen sie ihre eigenen kommunalen Kirchen und meiden dabei die deutschen Gotteshäuser. Sie scheinen



in erster Linie damit glücklich zu sein, unter sich zu bleiben, während sie sich gleichzeitig zu einer universellen Kirche bekennen.

Anthropologen haben es – ganz anders als die sogenannten Freizeit-Reisenden – zu ihrem Beruf gemacht, »unterwegs« zu sein. Dies impliziert, dass die Personen möglicherweise geschult sein müssen, um intelligente Beobachtungen über die fremden Kulturen, in denen sie sich bewegen, machen zu können. Die ethnografische Methode besteht aus einem langen Aufenthalt »draußen im Feld«, einer Vertrautheit mit den Lebensweisen der zu erforschenden Völker und daher in vielen Fällen auch einer damit zusammenhängenden langen sprachlichen Vorbereitung, um sich mit der Landessprache vertraut zu machen. Der etwas vage Begriff »Lebenswandel« steht für einen ganzheitlichen (holistischen) Ansatz, mit dem eine Gesellschaft in ihrer Gesamtheit untersucht wird. Wie man weiß, ist so eine Gesamtvision praktisch nicht möglich, es sei denn, man fantasiert sich Gesellschaften zusammen, die außerhalb der Geschichtsschreibung und außerhalb der vernetzten Weltgemeinschaft stehen.

In der frühen Entwicklung der Anthropologie sind Studierende des Faches bei der Untersuchung kleiner Gemeinschaften in die Versuchung geraten, die Orte ihrer Feldforschungen isoliert zu betrachten. Aber kein Forscher, der eine indische oder chinesische Dorfgemeinschaft untersucht, wäre in der Lage, diese Fantasie der isolierten Gemeinschaft aufrecht zu erhalten. Was Ethnografen jedoch durchaus behaupten, ist, dass ihre Erforschung des Alltagslebens in einer kleinen Gemeinschaft ihnen die Interpretation der größeren Einheit – lokal, regional, national oder sogar global – erlaubt und dass diese Erkenntnisse nicht durch groß angelegte Befragungen und Surveys zu gewinnen sind. Die Behauptung besteht darin: Eine intensive Betrachtung eines Fragments erlaubt es, das große Ganze zu beschreiben und umgekehrt, durch das Verständnis des großen Ganzen ist man wiederum in der Lage, das Fragment zu interpretieren (was auch immer das konkrete Ganze oder das konkrete Fragment sein mag). Obwohl hier eine Ähnlichkeit mit dem hermeneutischen Kreis der textuellen Interpretation vorliegt, muss man anerkennen, dass Gesellschaften nicht aus einem geschlossenen Text bestehen und dass gesellschaftlicher Wandel aus ganz unterschiedlichen Richtungen erfolgt.

Es ist wichtig zu betonen, dass dieser Ansatz nicht als ein Verallgemeinerungsprozess aus der Einzelheit zu verstehen ist, wie oft vermutet wird. Es ist nicht das Ziel, zu einer allgemeinen Wahrheit zu gelan-



Wussten Sie schon, dass die meisten Gastwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler an der Universität Göttingen aus Indien kommen?

gen, sondern etwas Spezifisches soll erleuchtet und herausgearbeitet werden, das definitiv von einer umfassenderen Bedeutung aber ohne den Anspruch auf eine allgemeine Wahrheit ist. Das Allgemeine ist oft banal; Anthropologen beschäftigen sich zwar mit dem gewöhnlichen Leben, streben aber danach, darüber Aussagen zu treffen, die nicht banal sind. Andersherum sollte dieses Verfahren auch nicht als weitreichender Empirismus verstanden werden, bei dem die kleinsten Einzelheiten des gesellschaftlichen Lebens erschöpfend detailliert erfasst werden. Die Absicht kann man weder durch die Präzision der Beobachtungen und Beschreibungen (erweiterte Fallstudien oder Situationsanalysen) verfolgen, noch durch eine repräsentative Stichprobe.

Die Perspektive, die ich hier zeige, kommt offensichtlich der nahe, die der verstorbene amerikanische Anthropologe Clifford Geertz in seinem berühmten Aufsatz über das Konzept der »dichten Beschreibung« dargelegt hat (*Thick description: Toward an interpretive theory of culture*, 1973). Die Öffnung von einer fragmentarischen Erkenntnis hin zu einer umfangrei-

chere Einsicht ist ein konzeptioneller und theoretischer Schritt und keine Form der Generalisierung. Er ergibt sich nicht aus der reinen Beobachtung, sondern ist eher theorielastig. Die Theorie sollte hier im ursprünglichen Sinn des Beobachtens und Nachdenkens verstanden werden. Es geht hier nicht um Theorie als Schritt der Verallgemeinerung, wie in einer »allgemeinen Theorie der Handlung« oder in einer »Theorie der Praxis«. Daher verwende ich das Konzept der Ganzheitlichkeit (»Holismus«) nicht als eine ethnografische Methode an sich, sondern als konzeptuelles Engagement, in der Übersetzung eine zentrale Rolle spielt. Einige Beobachtungsmethoden in der Mikrosoziologie, Stadtgeografie und aktorsorientierten Politikwissenschaft ähneln der ethnografischen Methode, aber teilen nicht die radikal andere theoretische Ausrichtung der Anthropologie. Ihr grundlegender Ausgangspunkt liegt darin, die für selbstverständlich gehaltene Universalität der westlichen Gesellschaft in Frage zu stellen. Die »holistische« Perspektive der Anthropologie erlaubt uns, die westlichen Annahmen »einzuklammern« und zu erforschen, wie Menschen außerhalb »des modernen Westens« ihr

Rechts: Verbrennung von Weihrauch in Master Yangs Heiligtum.

Unten: Professoren van der Veer und Wu Da mit buddhistischen Mönchen in Master Yangs Heiligtum.





gesellschaftliches Leben leben, ohne die Universalität des westlichen Verständnisses anzunehmen.

Anthropologen betrachten die universalen Ansprüche der Modelle, die alleine auf einer irrtümlich isolierten und höheren westlichen historischen Erfahrung basieren, mit kritischem Blick. Erstaunlich ist die Allgegenwärtigkeit des Ethnozentrismus in den Sozialwissenschaften und öffentlichen Debatten, die von Diskussionen über Demokratie, Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft bis hin zu Diskussionen über Religion, Säkularität, Klassenzugehörigkeit und Familie reichen. Einer der größten Makel bei der Entwicklung einer vergleichenden Perspektive scheint der nahezu universale Vergleich jeder existierenden Gesellschaft mit einer idealtypischen und vollkommen autarken euro-amerikanischen Modernität zu sein.

Dies ist das essenzielle theoretische Statement der Anthropologie, einer Disziplin des »Dazwischen-Seins« – zwischen dem Westen und dem Rest der Welt. Wie aber funktioniert das Immer-Untergewessein in der Praxis? Man stelle sich vor, dass der Ethnograf oder die Ethnografin nach jahrelanger Vorbereitung bereit ist, sich auf die Reise in ein fremdes Land zu begeben. Wir leben nicht mehr in einer kolonialisierten Welt und daher müssen die nationalen Behörden ihre Erlaubnis zur Feldforschung geben. Das bereitet massive Schwierigkeiten, da die meisten nationalen Behörden keine Menschen mögen, die einen Blick »in ihre Küche« werfen möchten. Anthropologen sind noch dazu besonders an Konflikten, Diskussionen und sensiblen Themen interessiert, während nationalen Behörden besonders daran gelegen ist, sie davon fernzuhalten. Das stellt ein Problem dar, welches teilweise dadurch gelöst wird, indem Anthropologen ihre eigene Gesellschaft untersuchen. Dies ist aber kein glücklicher

Umstand, da ein Vorteil des Unterwegsseins darin besteht, dass man die Dinge befremdlich wahrnimmt, die die Einheimischen als selbstverständlich ansehen. Diese Verfremdung ist dort schwieriger zu erreichen, wo man heimisch ist. Muslime in Indien oder Tibeter in China wiederum bleiben Ausländern in der Regel fremd, weil die Anthropologen generell kein Forschungsvisum bekommen.

Man stelle sich dann vor, dass nach ein oder zwei Jahren »im Feld« der anthropologische Doktorand nach Göttingen zurückkehrt. In diesem Moment muss er sich in einen Theoretiker verwandeln, um in der Lage zu sein, seine Ergebnisse in eine universalere Sprache zu »übersetzen«. Zum einen ist diese universale Sprache Englisch, obwohl man überraschenderweise immer noch Dissertationen über entfernte Orte findet, die auf Deutsch geschrieben sind, was auch dafür sorgt, dass niemand außer einem kleinen deutschen Zirkel sie lesen kann. Zum zweiten ist Englisch die Universalsprache der

Sozialwissenschaften, in der Konzepte wie Schichtung, Habitus, Ritual und Geschlecht zur Übersetzung der eigenen Ergebnisse zur Verfügung stehen. Bei diesem Prozess handelt es sich um eine Abstraktion, die es zwar den Informanten am Studienort erschwert, darüber zu lesen, was über ihr Leben ausgesagt wird. Gleichzeitig aber wird der breiteren allgemeinen Öffentlichkeit ermöglicht, Erkenntnisse über ferne Orte greifbar zu machen.

Nachdem der Anthropologe nun die Dissertation geschrieben hat, steht er vor der Situation, sich um Arbeitsplätze zu bewerben, die vorwiegend im Westen liegen. Für den Rest seines Lebens ist er nun unterwegs zwischen dem Ort seiner Forschung und den Orten seines Lehrens und Lebens. Hat er eine Familie, fällt ihm die Reise an den fernen Ort zunehmend schwerer. Aber ihm geht es immerhin besser als seinem Kollegen, der an dem fernen Ort lebt und an einer westlichen Universität lehrt. Diese Person gehört niemals der Gesellschaft an, in die sie immigriert ist, und bleibt eine exotische Gestalt insofern, dass von ihr erwartet wird, den fernen Ort, über den sie lehrt, zu verkörpern.

Man kann Gesellschaften auch daran auf einer Skala messen, wie freundlich sie ausländische Akademiker empfangen. Die USA zeigen das meiste Entgegenkommen, während arme Länder der Dritten Welt mit armen Universitäten wahrscheinlich am anderen Ende der Messlatte stehen. Deutschland liegt irgendwo dazwischen. Deutsche Universitäten haben erkannt, dass sie international sein müssen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, kämpfen aber gleichzeitig mit der jeweils hiesigen Bevölkerung, die nicht unbedingt besonders ausländerfreundlich ist. Ein gutes Beispiel ist die Ausländerbehörde der Stadt Göttingen, wo kaum Englisch gesprochen wird. Mit wechselndem Erfolg versucht die Universität ihrem Ruf als internationaler Standort aus den Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen gerecht zu werden, aber die Stadt, »die Wissen schafft«, steht immer noch im provinziellen Abseits. Die durchweg geltenden Antiimmigrationsgesetze machen es ausländischen Wissenschaftlern schwer, eine Familie zu gründen und dabei Verbindungen mit ihren transnationalen Netzwerken von Freunden und Familien aufrechtzuerhalten. Aus diesem Grunde sehen viele Wissenschaftler Göttingen als Zwischenstation, anstatt zu bleiben – unterwegs zu sein wird zum Lebensstil. Es ist eine Sache, junge ausländische Wissenschaftler zu gewinnen, aber eine ganz andere, ihnen eine Chance zu geben, eine Existenz aufzubauen.







Oben: Dai Frau an ihrem Webstuhl.

Rechts: Chinesischer Tourismus an einem heißen Brunnen in Sichuan, Südwest-China.

The one big difference between philosophers (or members of the Philosophische Fakultät in general) and anthropologists is that the latter leave their life of relative comfort for far-away places to study life not in the abstract but in the concrete, as lived reality. The somewhat jaded story about Immanuel Kant is that he made a daily stroll in Königsberg and that that was his encounter with everyday reality. For the rest he could imagine space and time and even world-peace from his study. He was quite capable to do this, though, so one should not disparage philosophy because of its protected vantage point. Let me share an anecdote. When I was a student I had a Sanskrit professor who never went to India and even refused to go to Japan to collect a sizable award that had been given to him. He wrote of India as a textual place, using the textual traditions as his sources and of course what others wrote about it. Again, he was quite capable in doing this, although he hardly left Utrecht. The Chinese Sankrit scholar Ji Xianlin wrote in his *Zehn Jahre in Deutschland* about a Professor of Chinese who could not speak Chinese and had never been to China.

Ji himself went before the Second World War to Göttingen mainly in order to acquire the status of a foreign educated scholar which was then and now highly prized among Chinese. But he got stuck in Göttingen at the outbreak of the war and had to wait long till he could return to his motherland. Ji is an interesting case, since he was clearly an intelligent and ambitious man (he became later the Vice-President of Peking University), but in his book he is not able to offer the reader more than a few ironic observations about Göttingen and the deplorable fact that the Germans who had such a high culture were unable to understand politics. One would have hoped that a Chinese intellectual, someone from an entirely different culture, would have been able to say something surprising and illuminating about Germany during the War. To our disappointment, however, his example shows how people who are studying abroad (and even working abroad) can live in a cocoon of their own making and do actually observe very little about the surrounding culture. One cannot help but wonder about the large groups of Asian students today in Göttingen. Do they observe more about German culture than their famous

predecessor? Or do they just live in the same kind of self-chosen cocoon insulated from too much confrontation with the alien culture? Many Chinese students become Christian while they are in Germany, but they frequent their own communal churches, while avoiding the German ones. They seem to be primarily happy to be among themselves while embracing a universal creed.

Anthropologists are quite different from these lay travellers in the sense that they make a profession of being »on the go«. This implies that perhaps people need to be trained to be able to make intelligent observations about the alien cultures they move into. The ethnographic method consists of a long stay »in the field«, a familiarization with the »way of life« of the people one studies, and thus in many cases a long linguistic preparation to acquaint oneself with the local language. The rather »vague term «way of life« suggests a »holistic« approach in which a society is examined in its entirety. As one knows it is practically not possible to have such a total vision, unless one fantasizes societies as outside of history and outside of a larger world of interaction. In the early stages of the development of anthropology students of small-scale societies may have been tempted to isolate their fieldwork-sites, but no student of an Indian or a Chinese village would have been able to sustain such a fantasy. What ethnographers do claim, however, is that their study of everyday life in a small setting allows them to interpret a larger entity (local, regional, national, or even global) and that that knowledge cannot be gained through the deployment of surveys. The claim here is that through close study of

a fragment one is able to comment on the larger whole and an understanding of the larger whole allows one to interpret the fragment (whatever that particular whole or fragment may be). While this resembles the hermeneutic circle of textual interpretation one needs to recognize that social life is not a closed text and that the openness of social change is multi-directional.

It is important to emphasize that this is not to be understood as a process of generalization from the particular as is often assumed. The purpose is not to come to some general truth, but to highlight something that is not general, something specific without any pretense to general truth, but definitely of broader significance. What is general is often banal and while anthropologists deal with ordinary life they strive to say something about it that is not banal. On the other hand, it is also not to be taken as a far-going empiricism, in which the minutiae of social life are recorded in exasperating detail. Such a purpose cannot be sustained by precision of observation and description (extended case study or situational analysis) or claims to producing a representative sample.

The perspective I present here is obviously close to that of the late American anthropologist Clifford Geertz in his



famous essay on »thick description«. The move from fragment to a larger insight is a conceptual and theoretical one and not a form of generalization. It does not come from mere observation, but is theory-laden. Theory should be taken in its original sense of observing and contemplating. This is not theory as generalization, like in »a general theory of action« or a »theory of practice«. Therefore I take the concept of »holism« to refer not to the ethnographical method per se, but to anthropology as a conceptual engagement, in which translation plays a central role. Some observational methods in micro-sociology, urban geography, actor-oriented political science resemble the ethnographic method, but do not share the radically different theoretical orientation of anthropology. Its basic starting-point is to question the universality of what in Western society is taken for granted. The »holistic« perspective of anthropology allows us to »bracket« Western assumptions and investigate how people outside of »the modern West« are conceptualizing their social life without presuming the universality of Western understandings.

Anthropologists turn a critical eye on universal pretensions of models that are solely based on a putatively isolated and superior Western historical experience. The pervasiveness of ethnocentrism in the social sciences and in public debate is astonishing, ranging from discussions of democracy, public sphere and civil society to discussions of religion, secularism, class and the family. One of the greatest flaws in the development of a comparative perspective seems to be the almost universal comparison of any existing society with

an ideal-typical and totally self-sufficient Euro-American modernity.

*This is the essential theoretical contribution of anthropology which situates itself »in-between« the West and the Rest; but how does this being always »on the go« work in practice? Imagine that after years of preparation the ethnographer is ready to embark on his (or as one should say these days her) journey to a strange land. We do not live anymore in a colonized world and therefore the state authorities have to give her permission to do the field research. That is a huge difficulty, since most state authorities do not like people who take a look in their kitchen. Anthropologists are especially interested in conflict, in debate, in sensitive issues, and state authorities are particularly keen to keep them away from there. This is a problem which is partly solved by having anthropologists study their own society. This is not fortunate, since one of the good things of being »on the go« is that one sees things as strange that the natives see as natural. This *Verfremdung* is more difficult to obtain when one is native to a place, but in, say, studies of Muslims in India or Tibetans in China this is hard to avoid, since foreigners will generally not get a research visa.*

Yaks: Tibetanische Kühe in Muli, Südwest-China.



Now imagine that after one or two years of having been in the field: the anthropological Ph.D. student comes back to Göttingen. At that moment he has to turn himself into a theorist to be able to translate his findings into a language that is more universal. First of all, this universal language is English, although surprisingly enough there are still dissertations written in German about faraway places, which ensures that nobody outside a small German circle can read them. Secondly, this is the universal language of the social sciences, in which concepts like stratification, habitus, ritual, and gender have to translate one's findings. This is a process of abstraction that makes it hard for one's informants in the place of study to read what is being said about their lives, but it does enable a more general audience to grasp something about faraway places.

Having written the dissertation the anthropologist finds himself now in the position to apply for jobs which will be in the vast majority located in the West. For the rest of his life he is now »on the go« between the place he studies and the place where he teaches and lives. When he has a family the travel to the faraway place becomes more and more difficult. But still he is better off than his colleague who belongs to the faraway place and teaches in the Western university. That person

never belongs to the society he has immigrated in and remains an exotic creature to the extent that he is expected to represent the faraway place about which he teaches.

Societies can be put on a scale as to what extent they are welcoming foreign scholars. The USA is the most accommodating, while poor third world countries with poor universities are probably at the other end of the scale. Germany is somewhere in between with universities realizing that they have to be international to be able to compete but with local populations that are not very keen on foreigners. Göttingen with its Ausländerbehörde in which English is hardly spoken is a good example. With varying success the university tries to live up to its Interbellum reputation of an international place that creates knowledge, but the town is still a provincial backwater. The across the board anti-immigration legislation makes it hard for foreign scholars to start a family and keep connections with their transnational networks of friends and family. Therefore, instead of staying in Göttingen many scholars look at it as a temporary station, so that being »on the go« becomes a lifestyle. It is one thing to attract young foreign scholars, but it is a very different thing to give them a chance to build a life.

Peter van der Veer, Jahrgang 1953, ist Direktor des Max-Planck-Instituts zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften in Göttingen. Er unterrichtete Anthropologie an der Freien Universität Amsterdam, an der Universität Utrecht und an der University of Pennsylvania. 1992 wurde er Professor für Vergleichende Religion und Direktor des Forschungszentrums für Religion und Gesellschaft an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität von Amsterdam. Er war Dekan dieser Fakultät und Dekan der Amsterdamer Schule für Sozialwissenschaftliche Forschung. In Leiden war er Direktor des International Institute for the Study of Islam in the Modern World sowie Vorsitzender des Rats des International Institute for Asian Studies. 1994 wurde er an der Universität Utrecht zum Sonderprofessor

ernannt, eine Stelle, die er weiterhin innehat. Als Gastprofessor war er an der London School of Economics, der University of Chicago, der University of Michigan, der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris, dem Institute for Advanced Study in Princeton, der New School in New York und an der National University of Singapore. Er erhielt den Hendrik-Muller-Preis für seine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Religion und ist Mitglied der Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences. Van der Veer arbeitet zu Religion und Nationalismus in Asien und Europa und hat dazu zahlreiche Aufsätze und Bücher publiziert. Vor Kurzem hat er eine Monografie über die vergleichende Untersuchung von Religion und Nationalismus in Indien und China fertiggestellt.



DER ANDERE BLICK

Reisen, um erfolgreich zu sein?

KATRIN PIETZNER IM GESPRÄCH MIT
ULRIKE BEISIEGEL & MARTIN VAN GELDEREN





Die Welt wirklich erfassen und begreifen, Kultur erleben, andere Perspektiven erfahren, eine neue Sprache lernen – Mobilität ist ein Gewinn, bildet und fördert die Karriere von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Das ist jedoch nur eine Seite des »Unterwegsseins«. Die andere bedeutet, dass Forschende wie Studierende Herausforderungen zu meistern haben. Welche das sind, darüber sprach Dr. Katrin Pietzner mit der Präsidentin der Universität Göttingen, Prof. Dr. Ulrike Beisiegel, und dem Direktor des Lichtenberg-Kollegs, Prof. Dr. Martin van Gelderen.

Vorherige Doppelseite: Gespräch in der Historischen Sternwarte, Lichtenberg-Kolleg der Universität Göttingen.

Frau Beisiegel, müssen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler international mobil sein, um erfolgreich forschen zu können?

Beisiegel: Das Wort *müssen* würde ich ein bisschen hinterfragen. Aber ja, Wissenschaft ist international und in allen Wissenschaftsfeldern ist es wichtig, Perspektiven aus anderen Ländern kennenzulernen. Ich selbst bin Naturwissenschaftlerin, da kann man sagen, die Labore sind überall gleich und man braucht es vielleicht nicht, wenn man in einem guten Labor ist. Aber ich halte die Erfahrungen eines Postdocs im Ausland, wie ich es auch selbst gemacht habe, für sehr gut für die eigene Weiterentwicklung und für die wissenschaftliche Karriere.

Warum? Was war so erfolgreich an Ihrem Aufenthalt?

Beisiegel: Ich lernte vor allem eine andere Wissenschaftskultur kennen, flachere Hierarchien in den USA verglichen mit unserem Land. Dann arbeitet man in den Laboren natürlich mit amerikanischen, aber auch mit japanischen, finnischen, chinesischen Kolleginnen und Kollegen zusammen. Das ist eine

wichtige kulturelle Erweiterung des Blickes auf die Naturwissenschaften und auf die Wissenschaftskultur in einem solchen Fach.

Herr van Gelderen, Sie bezeichnen sich selbst gerne als Europäer, kommen aus den Niederlanden, haben in England, aber auch in Italien gelebt und sind nun in Göttingen. Was sind Ihre Erfahrungen? Ist es notwendig zu reisen?

Van Gelderen: Es gibt einen Unterschied zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Vor allem die Humanities sind noch immer sehr national geprägt. In meinem eigenen Fach Geschichte sind die nationalen Traditionen stärker, glaube ich, als in der Biochemie, die sind auch stärker als in den Sozialwissenschaften. Political Scientists nennen sich überall in der Welt Political Scientists und reden in der Regel Englisch. Historikerinnen und Historiker bezeichnen sich in Deutschland oft als Mitglieder einer »Zunft«, in England gehören sie zu den »arts« und sehen sich in der Tat oft als »artists«, als Künstlerinnen und Künstler. Die Unterschiede sind sehr groß. Wenn man aber als Europäer oder international tätig sein möchte, dann muss man in der Tat mobil sein.



Was waren die Vorteile Ihrer verschiedenen Aufenthalte in Europa?

Van Gelderen: Der größte Vorteil ist natürlich, dass ich als gebürtiger Niederländer hauptsächlich in einer Sprache schreibe, nämlich Englisch, die viel mehr Leserinnen und Leser hat. Obwohl mein niederländisches Buch genauso oft verkauft wurde wie mein englisches, ist die Wirkung des englischen Buches unglaublich viel größer gewesen als die des niederländischen. Ich habe meine Laufbahn zum größten Teil »Cambridge University Press« zu verdanken. Und ein zweiter Vorteil: Ich kann ganz anders über mein Thema, das politische Denken, ins Gespräch kommen.

Nun sagen Sie selbst, Frau Beisiegel, dass Labore international überwiegend gleich ausgestattet sind. Auch Quellen sind digitalisiert, Daten im Internet vorhanden. Können Forschende aus den Geistes- und Naturwissenschaften die wichtigsten Informationen nicht mittlerweile im Internet abrufen?

Beisiegel: Das können wir natürlich. Und in der Tat könnte man sagen, das kann man alles über Video-Konferenzen machen, den Austausch, auch an Da-

ten, da wir sowieso alles im Netz haben. Insofern glaube ich schon, dass es wichtiger für die Politik-, Sozial- und Geisteswissenschaften ist, die Welt wirklich zu erfassen und zu begreifen, vor Ort zu sein und die Kultur zu erleben.

Van Gelderen: Das hat natürlich auch viel mit der Globalisierung zu tun, man muss mit anderen Ländern, anderen Wissenschaftskulturen in Kontakt treten. Das geht gar nicht anders. Und die Quellen sind im Fach Geschichte noch nicht so weit digitalisiert wie in den Naturwissenschaften.

Beisiegel: Nicht so weit wie bei uns?

Van Gelderen: Nein, nein. Und das soll auch nicht sein. Meine Arbeit befasst sich zum Beispiel mit den Beziehungen zwischen dem spanischen Königreich und der niederländischen Republik im 17. Jahrhundert. Wenn ich die spanische Monarchie »erleben« will, dann muss ich in die Königliche Klosterresidenz El Escorial oder ins Königliche Generalarchiv nach Simancas gehen, das geht gar nicht anders. Es ist sowohl wissenschaftlich als auch persönlich eine Bereicherung, wenn man international mobil ist. Aber zu viel reisen ist auch ein Problem. Das kann ich aus eigener Erfahrung sagen. Wenn man dauernd unterwegs ist, verliert man bestimmte Dinge wie Heimatgefühl, das gibt es dann nicht mehr. Deswegen sage ich auch, ich bin Europäer. Aber: Europa gibt es ja eigentlich auch nicht. Das ist eine Fiktion. Also man bezahlt auch einen Preis dafür.



Daran schließt sich gleich die nächste Frage nach den Schwierigkeiten an, die mit dem »Unterwegssein« verbunden sind. Welche Nachteile sehen Sie?

Beisiegel: Es gibt zwei verschiedene Ebenen von Nachteilen. Zum einen die Vorstellung, international tätig sein zu *müssen*. Es kann jedoch hervorragende Forschung geben von deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die nicht im Ausland waren, und das sollte man auch würdigen.

Würden Sie so Jemanden zum Beispiel an eine Universität berufen?

Beisiegel: Ja, denn die Leistung in der Wissenschaft muss stimmen. Das hängt nicht von der internationalen Mobilität ab. Nehmen wir Mathematiker oder Biochemiker, die können – auch wenn sie nur in einem Land forschen – Erkenntnisse gewinnen, die global relevant sind. Es gibt exzellente Wissenschaft auch von Leuten, die nur in einem Land gelebt haben.

Van Gelderen: Das Problem bei den Geisteswissenschaften ist natürlich, dass die deutsche Sprache kleiner geworden ist. Ich gehöre zu einer Generation, die in der Schule Deutsch lernen musste – deswegen der Akzent, das ist der Rudi-Carell-Akzent. Aber das ist heute nicht mehr so. Und das bedeutet für die

deutschen Geisteswissenschaften, dass die Zahl der Leserinnen und Leser international schmaler wird. In Europa haben Deutsch und Französisch massiv verloren. Leider, weil diese Sprachpluralität natürlich auch etwas Positives hat. Wir reden jetzt alle miteinander in einem Englisch, was die Engländer sehr oft »Eurotrash« nennen.

Beisiegel: Auch in Deutschland oder Frankreich kann man natürlich Englisch publizieren und Englisch lesen, wenn man die Sprache gelernt hat.

Van Gelderen: Das ist aber schwierig.

Beisiegel: Kulturell jedoch wichtig. Aber ich wollte noch den zweiten Nachteil ansprechen. Wenn die Leute meinen, sie gehen als Postdoc nach Dallas, dann noch mal zwei Jahre nach New York und dann drei Jahre nach Singapur, dann ist die Mobilität ein Hindernis der wirklich substanziellen Grundlagenforschung oder auch einer substanziellen Arbeit, für die man Ruhe braucht. Die Tendenz, dass heute Pro-

fessorinnen und Professoren nach drei Jahren und früher schon wieder weiterziehen, beeinträchtigt die Qualität der Forschung. Man muss eine Balance finden: Den Gewinn mitnehmen von der Erfahrung in anderen Kulturen, aber auch daran denken, dass die wirkliche Arbeit erst nach zwei Jahren anfängt – gerade wenn man experimentell etwas aufbaut. Die Produktivität entsteht frühestens nach drei, vier Jahren, wenn die ersten Doktorarbeiten fertig werden, wenn man selbst »gesettelt« ist.

Van Gelderen: Und man braucht Zeit, um das Land kennenzulernen, in das man gerade gezogen ist.

Ein anderes Problem betrifft die Vereinbarkeit von »Unterwegssein« und »Familie«. Professor Arnulf Quadt schreibt in seinem Beitrag, dass die Scheidungsrate unter Teilchenphysikerinnen und -physikern mittlerweile Rekordwerte erreicht hätte. Ist das auch Ihre Erfahrung?

Beisiegel: Ja, ich denke das ist in der Tat so. Damals als ich in die USA gegangen bin, 1980, sind Frauen oft mit ihren Männern mitgegangen. Aber keiner der Männer hat hier für uns Frauen seinen Job aufgegeben. Die Trennungsrate ist durch die Mobilität sehr hoch. Frauen entscheiden sich häufig für die Familie und gegen die Mobilität, was dann zum Nachteil wird. Deswegen sage ich bewusst, ja, ich würde jemanden einstellen, Frau oder Mann, der nicht im Ausland war. Wenn die Qualität stimmt, kann man auch bei der Familie oder bei der Partnerin oder dem Partner bleiben. Das ist hochschulpolitisch und für eine gesunde Gesellschaft extrem wichtig.

Van Gelderen: Meine erste Ehe ist unter anderem durch diese Mobilität gescheitert. Zugleich hatte ich danach Beziehungen, die ich nicht missen möchte. Und meistens ist etwas anderes kaputt in der Ehe, das liegt nicht nur an der wissenschaftlichen Mobilität. Schwieriger ist es mit Kindern, gerade wenn man nicht alle drei Jahre, sondern wie ich alle acht, neun Jahre umzieht. Dann bedeutet das, dass ein Kind in einer Kultur mehr Wurzeln hat als in einer anderen. Mein Sohn ist viel mehr Engländer als er Niederländer oder Italiener ist. Er ist in eine englische Schule gegangen, er spielt Rugby und Cricket. Das muss ich akzeptieren. Du musst dich entscheiden: Ist es okay, dass mein Kind als Amerikaner, Engländer oder Italiener aufwächst? Es geht langfristig um das Leben der Kinder.

Was kann die Universität, was können Sie oder wir tun, um es gerade Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern zu erleichtern,

mobil zu sein. Wie können sie fit werden für das »Unterwegssein«?

Beisiegel: Wir können einiges tun. Erstens: Die Ausbildung der Studierenden internationaler gestalten, Englisch als Sprache wählen, Gastdozentinnen und -dozenten, aber auch viele internationale Studierende anziehen. Dann erkennt man schon im Studium, dass kultureller Austausch und das Erlernen von Sprachen positiv sind. Das ist ein wichtiger Schritt, die Studierenden fit zu machen. Zweitens: Die Austauschprogramme für Studierende und Forschende so zu gestalten, dass sie auch für drei oder sechs Monate ins Ausland gehen und dort eine bestimmte Methodik erlernen können. Das müssen nicht immer zwei Jahre sein, die für die Familie schwieriger zu organisieren sind. Das Lichtenberg-Kolleg ist ja ein exzellentes Beispiel. Und drittens: Finanzierungsangebote, Stipendien gerade für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterbreiten.

Van Gelderen: Es gibt zwei Phasen, in denen internationale Mobilität wesentlich ist. Erstens im Studium. Eines der erfolgreichsten Programme, das die Europäische Union in den vergangenen 30 Jahren aufgebaut hat, ist das Erasmus-Programm. Als Studentin oder Student sollte man eine Sprache, eine Literatur, eine Kultur oder eine Geschichte, völlig andere Perspektiven und wissenschaftliche Ansätze erfahren. Zweitens denke ich, dass es für Doktorandinnen und Doktoranden sehr gut ist, wenn sie einen Teil der Promotion im Ausland verbringen und in der Betreuung auch Jemanden aus einer anderen Wissenschaftskultur haben.





Und warum soll man zum Beispiel als Postdoc aus Italien oder aus Amerika hier zu Ihnen ans Lichtenberg-Kolleg kommen?

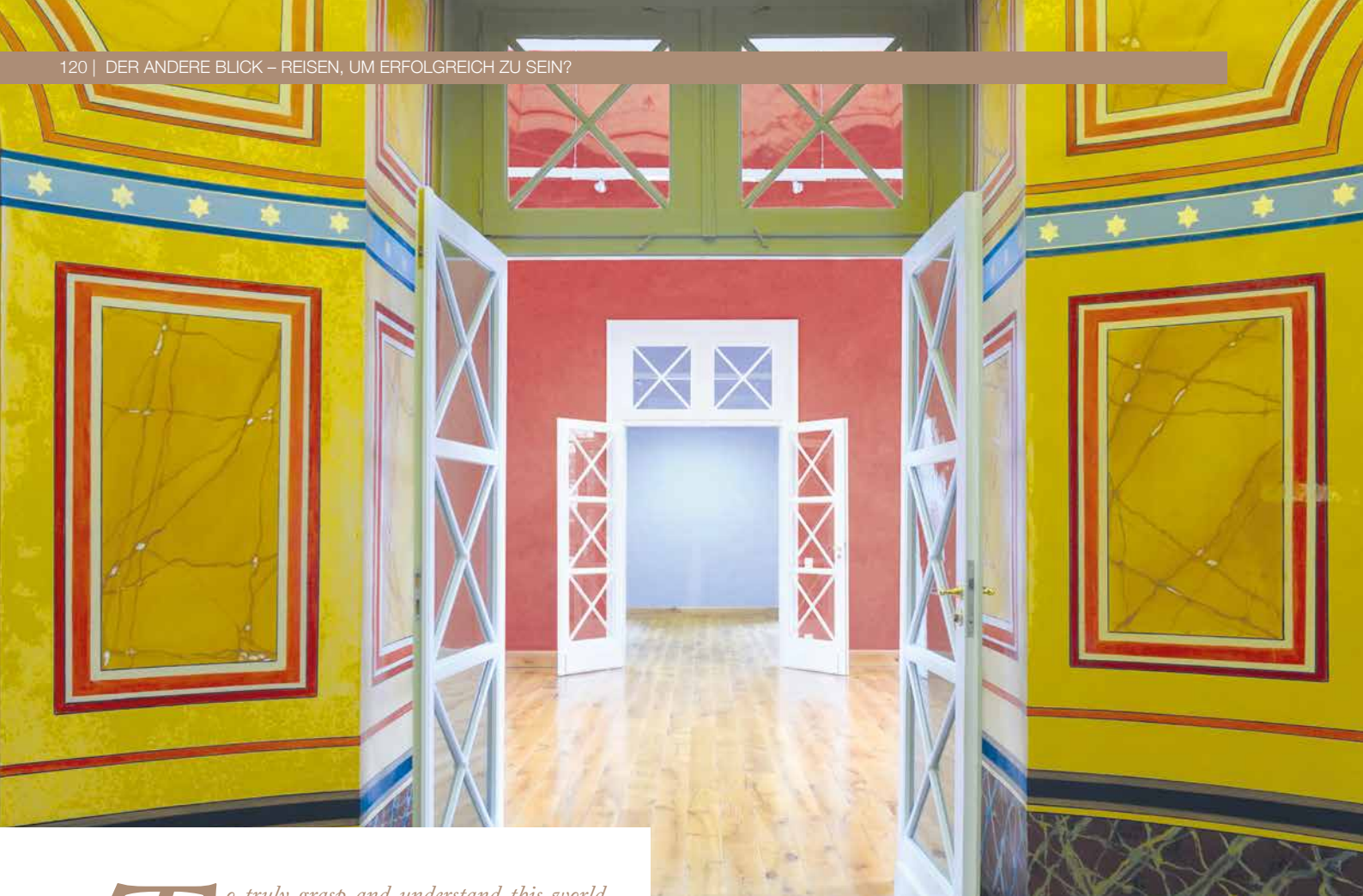
Van Gelderen: Also erstens hat man hier Zeit zu forschen, das ist ganz wichtig. Wir bieten Early-Career-Gelehrten die Gelegenheit, nach den ersten Lehrerfahrungen für etwa zwei, drei Jahre zurückzukehren zu ihrer Forschung. Es ist ein sehr schönes Gebäude und was das Welcome Centre der Universität Göttingen zum Beispiel anbietet, ist eindrucksvoll. Man befreit diese Fellows, und das ist auch die Aufgabe eines Institut for Advanced Study, von den Alltagsorgen.

Beisiegel: Normalerweise erhalten die Professorinnen und Professoren ein Sabbatical, aber gerade der wissenschaftliche Nachwuchs hat Projekte möglicherweise gerade abgeschlossen und Lehrerfahrungen gesammelt. Dann noch mal ein halbes Jahr rauszugehen, um sich zu orientieren, das wäre extrem wichtig. Und da ist ein Lichtenberg-Kolleg toll, weil es zusätzlich zu dieser Besinnungsphase auch die Möglichkeit gibt, mit Kolleginnen und Kollegen, die eine andere Sicht auf die Welt haben, zu sprechen. Ich habe jetzt dieses Projekt, trägt mich das die nächsten zehn Jahre oder ist es in zwei Jahren fertig? Das sind ja alles Fragen, mit denen man sonst alleine dasteht. Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler scheitern im hektischen Alltag an dem Druck in dieser Karrierephase.

Freiraum für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – ein wichtiges neues Thema. Frau Beisiegel, Herr van Gelderen, ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch.



Verfolgen Sie das ganze Gespräch
im Video.



To truly grasp and understand this world, experience other cultures, gain different perspectives, learn a new language – mobility is a key to success; it helps shape and foster the careers of researchers, scientists and scholars. Yet, that is only one side of the »on the go« coin. The other side means that researchers as well as students are faced with challenges to master. Katrin Pietzner spoke with Göttingen University's President, Professor Ulrike Beisiegel, and the Director of the Lichtenberg Institute for Advanced Studies, Professor Martin van Gelderen about exactly what these are.

Professor Beisiegel, must researchers, scientists and scholars be internationally mobile to be successful in their research?

Beisiegel: I would question the word must somewhat. But yes, science is international and in all scientific and academic disciplines, it is important to see things from the perspectives of other countries. I myself am a natural scientist; one might say that laboratories are the same everywhere. You don't need to be mobile in that sense if you're already in a good lab. Nevertheless, I do believe the experience a postdoc like myself has abroad, is indeed very good for furthering one's own development and one's own academic career.

Why? What was so successful about your stay abroad?

Beisiegel: Well, most of all, I learnt about another scientific culture, about flat hierarchies in the United States as compared to our country. There, of course, you work in the labs not only with Americans, but with Japanese, Finnish, Chinese colleagues as well. That is an important cultural way of expanding one's view onto the natural sciences and onto the scientific culture in such a field.

Professor van Gelderen, you like to call yourself a »European«: You were born in the Netherlands, have lived in England as well as in Italy and are now in Göttingen. What have your experiences been like? Do you feel it is necessary to travel?

Van Gelderen: We must distinguish between humanities and natural sciences. The humanities in particular are still very subject to national influences. In my own subject of history, the national traditions are stronger, I believe, than in biochemistry, they are stronger than in the social sciences as well. Political scientists all over the world call themselves political scientists and usually speak English. In Germany, historians often refer to themselves as being members of a »guild«, in England they belong to the »arts« and, in fact,

frequently see themselves as »artists«. The differences are very great. But anybody who wants to work internationally as a European certainly must be mobile.

How did you benefit from your various stints abroad in Europe?

Van Gelderen: The greatest advantage is naturally that, as a Dutch national, I primarily write in a language, namely English, that enjoys a large readership. Although my Dutch book sold exactly as many copies as my English book, the impact of the English book is unbelievably greater than that of the Dutch. The major part of my career I owe to the Cambridge University Press. And, a second advantage is that I have many different access points through my topic, the political thinking, to get into a conversation.

Professor Beisiegel, you say yourself that laboratories around the globe mainly have the same equipment. Sources are digitised, data available on the Internet. Is it not true that scholars from the humanities and researchers from the natural sciences can meanwhile access the most important information on the Internet?

Beisiegel: Naturally, we can. And you can also say without prejudice that you can communicate via video conferencing, exchange ideas as well as data because we have everything on the web anyway. In that respect, I do believe that it is important for the political and social sciences and for the humanities to grasp and understand the world in reality as well – not virtually, be on site and experience the culture.

Van Gelderen: That naturally has a lot to do with globalisation; you have to interact with other countries, other scientific cultures. That's just the way it works. And digitisation of sources is by far not as prevalent in the field of history as in the natural sciences.

Beisiegel: Not as prevalent as with us?

Van Gelderen: No, it's not. And it should also be not be that way. As an example – my work deals with the relations between the Spanish kingdom and the Dutch Republic in the 17th century. If I want to »experience« the Spanish monarchy, then I have to go to the Royal Monastery of the Escorial or to the Royal General Archives in Simancas. There's no way around it. Being globally mobile is enriching – both academically and personally. Obviously, travelling around all the time poses problems as well. I speak from my own experience. If you're always on the road, then you lose certain things

like the feeling of having a homeland. You no longer have that. That's why I also call myself a European. Actually, there isn't really a Europe either. It's fictional. In other words, you do pay a price.

That begs the next question about the difficulties associated with being »on the go« all the time. Which disadvantages do you see?

Beisiegel: There are disadvantages on two different levels. One is the notion of being compelled to work internationally. German researchers, scientists and scholars who have not been abroad can indeed achieve outstanding research and we should also appreciate that fact.

Would you offer somebody like that a post at a university for example?

Beisiegel: Yes, because it's about their scientific and academic achievements. It's not dependent on their global mobility. Take mathematicians or biochemists: they can gather evidence of global relevance – even if they only do their research in one country. People who have only ever lived in one country can equally produce excellent science.

Van Gelderen: The problem with the humanities, of course, is that the German language has lost importance. I belong to a generation that had to learn German in school – that's where the accent comes from, à la Rudi Carell, the popular Dutch TV comedian. But that's not the case anymore today. And that means for the German humanities that the number of international readers keeps diminishing. In Europe, German and French have gone into massive decline. Unfortunately, because this language plurality naturally also has its benefits. Nowadays, we all talk to each other in an English that the British very often call »Eurotrash«.

Beisiegel: Even in Germany or France, researchers can indeed read English and publish in English if they have learnt the language.

Van Gelderen: That is, however, difficult.

Beisiegel: But culturally important. Nonetheless, I still wanted to address the second disadvantage mentioned. If people believe that as a postdoc they have to go to Dallas, then another two years to New York and then three years to Singapore – then that mobility becomes a hindrance to true substantive basic research or even to doing substan-



tive work for which you need mental quietude. Today's trend for professors to move after three years or earlier impairs the quality of the research. It's about finding a balance: Reap the gains from the experience with other cultures, but don't forget that the actual work doesn't really commence until after two years – especially if you're setting up something experimental. The productivity comes at the earliest after three, four years, when the first doctoral theses are finished, once you're »settled« so to speak.

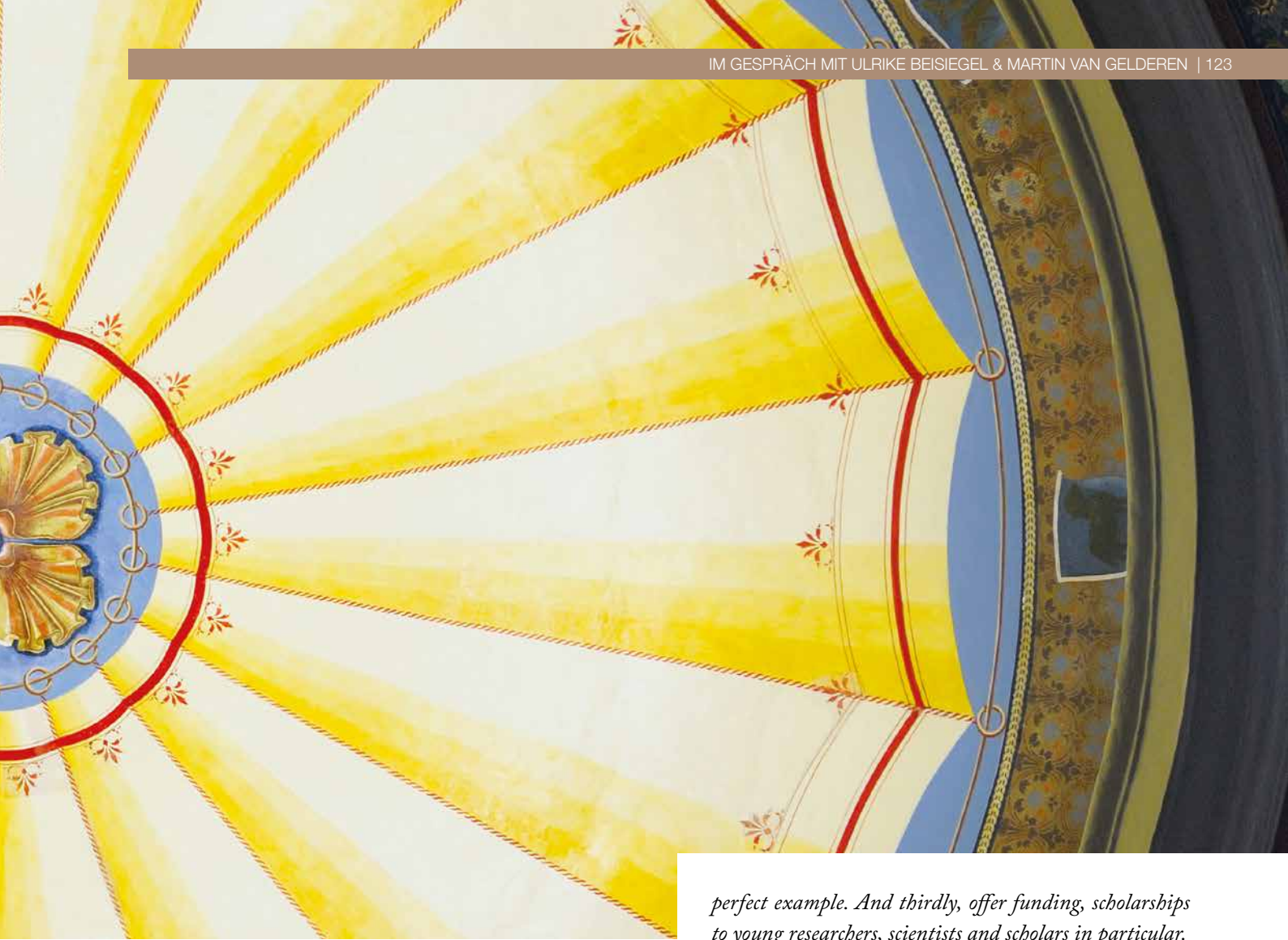
Van Gelderen: It takes time to get to know the country you just moved to.

Another problem relates to balancing between being »on the go« and having a family. Professor Arnulf Quadt writes that the divorce rate amongst particle physicists has meanwhile reached record heights. Has that been your experience as well?

Beisiegel: Yes, I think that is in fact true. Back then,

when I went to the States in 1980, women often went along with their husbands. But there were no husbands here who gave up their jobs for us women. The mobility-related divorce rate is very high. Women will commonly decide pro family and against mobility, which in turn becomes a disadvantage. That is why I deliberately stress, yes, I would hire someone – woman or man – who has not been abroad. If the quality is stellar, then they should stay with their family or partner. That's extremely important in terms of higher education policy and towards a healthy society.

Van Gelderen: My first marriage failed, among other things, because of such mobility. At the same time, the relationships I had thereafter I would not want to have missed. And usually there's other things broken in the marriage; you can't blame it solely on academic mobility. It's more difficult obviously when children come into the equation, especially if you have to relocate every eight, nine years like me, not every three. That means the child has more roots in one culture than in another. My son is much more of an Englishman than a Dutchman or Italian.



He went to an English school, he plays rugby and cricket. I have to accept that. It's a decision you make: Am I okay with the fact that my kid grows up as an American, Englishman or Italian? It's a long-term issue affecting the children's lives.

What can the university, you or we do to make it easier for junior research fellows in particular to be more mobile? How can they get fit for being »on the go«?

Beisiegel: There is a lot we can do. Firstly, design students' education to be more international, choose English as a second language, attract guest lecturers and visiting fellows, and many international students as well. You recognise early in your studies that cultural exchange and learning foreign languages are positives. That's an important step for getting students fit. Secondly, design exchange programmes for students and researchers in such a way that they can also go abroad for three- or six-month stints and learn about a certain methodology there. It doesn't always have to be for two years, where it is more difficult to arrange things with the family. The Lichtenberg Institute for Advanced Studies is indeed a

perfect example. And thirdly, offer funding, scholarships to young researchers, scientists and scholars in particular.

Van Gelderen: There are two phases, during which global mobility is paramount. First during one's studies. One of the most successful programmes that the European Union has expanded on over the past 30 years is the Erasmus programme. The aim is for students to learn a language, experience another literature, culture or history from entirely new perspectives and learn about academic approaches. Second, I think it's very good for doctoral candidates to spend part of their PhD programme abroad and be supervised by someone from another scientific or academic culture.

And why, for example, should postdocs from Italy or from the United States come here to you at the Lichtenberg Institute for Advanced Studies?

Van Gelderen: Well, first of all, here you are given the time to do research – that's highly important. We offer early-career scholars the opportunity to return to their research after their first teaching experience for about two, three years. It is a truly beautiful building and what Göttingen University's Welcome Centre offers, for instance, is very impressive. We free these fellows from

their everyday cares and worries – and that’s the mission of an Institute for Advanced Study.

Beisiegel: Normally, the professors take a sabbatical; but specifically young researchers may have just completed their projects and gathered teaching experience. After that, to go out for six months, to get orientated, that’s an extremely important chance. And that’s what’s so wonderful about a Lichtenberg Institute for Advanced Studies, because it also offers its fellows the opportunity in addition to this reflection phase to speak with colleagues who look at the world through entirely different eyes. Now that I have this project, will it carry me into the next ten years or is it completed in two years? These are certainly all questions that you otherwise face alone. In the hastiness of day-to-day living, many researchers, scien-

tists and scholars are brought down by the pressure in this career phase.

Free space for up-and-coming researchers – an important new topic. Mrs Beisiegel, Mr van Gelderen, I thank you both for talking with me.



Wussten Sie schon, dass zurzeit 16 Fellows aus 13 Ländern am Lichtenberg-Kolleg forschen? Die meisten für 18 Monate.



Die Biochemikerin Prof. Dr. Ulrike Beisiegel, Jahrgang 1952, studierte Biologie und Humanbiologie an den Universitäten Münster und Marburg und wurde 1979 in Marburg promoviert. Von 1982 bis 1984 forschte sie als Postdoc am Department of Molecular Genetics der University of Texas am Health Science Center in Dallas (USA). 1990 habilitierte sich Beisiegel für das Fach Biochemie. 1996 wurde sie auf eine Professur an der Universität Hamburg berufen. Von 2001 bis

2010 war sie Direktorin des Instituts für Biochemie und Molekularbiologie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Beisiegel ist seit Anfang 2011 Präsidentin der Georg-August-Universität Göttingen.

Außerdem ist sie Senatorin der Max-Planck-Gesellschaft und Vizepräsidentin der Hochschulrektorenkonferenz.

Prof. Dr. Martin van Gelderen, Jahrgang 1959, studierte Politikwissenschaft und Geschichte an der Erasmus-Universität Rotterdam. Am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz wurde er 1988 mit der Arbeit »The Political Thought of the Dutch Revolt, 1555–1590« promoviert.

Anschließend ging er als wissenschaftlicher Assistent ans Institut für Geschichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin.

1995 erhielt van Gelderen eine Professur für Intellectual History an der University of Sussex; hier wurde er drei Jahre später auch Co-Direktor des Graduate Research Centre in den Geisteswissenschaften. 2003 übernahm der Historiker den Lehrstuhl für European Intellectual History am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz.

Seit 2012 ist van Gelderen Direktor des Lichtenberg-Kollegs und Professor für Europäische Ideengeschichte an der Universität Göttingen.





IMPRESSUM

Herausgeberin

Die Präsidentin der Universität Göttingen
in Zusammenarbeit mit dem Universitätsbund Göttingen e.V.

Redaktion

Dr. Katrin Pietzner (verantwortlich)
Beate Hentschel

Für den Universitätsbund Göttingen e.V.
Prof. Dr. Arnulf Quadt

Anschrift der Redaktion

Georg-August-Universität Göttingen
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit | Pressestelle
Wilhelmsplatz 1, 37073 Göttingen
Tel. 0551 39-4342
pressestelle@uni-goettingen.de
www.uni-goettingen.de

Gestaltung und Layout

mediendesign | aronjungermann
Aron Jungermann, Hannover

Fotos

Felix Albrecht, Kristina Bohle, Julia Böning, Monika Chmiela, Wu Da, Dennis Dellschow, Sebastian Farr, Lutz Fehrmann, Lusie Görlitz, Peter Heller, Marcus Kühling, Martin Liebetruth, Claas Nowak, Lisa Quelle, Nikolaus Schareika, Sabine Schreiner, Matthias Seebauer, Felix Steinbock, Xiaolu Tang, Jan Vetter, Haijun Yang, Simon Weiss, Joshua Weitzel

Auflage

9.000 Exemplare

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Verfasserin oder des Verfassers wieder, nicht unbedingt die der Herausgeberin oder der Redaktion.

ISSN 0016-8157

Das Wissenschaftsmagazin ist unter »Georgia Augusta« kostenfrei in folgenden AppStores erhältlich:



Titelfoto

Mit dem Pritschenwagen unterwegs:
Nikolaus Schareikas Feldforschung im Niger.



Herausgegeben von der Präsidentin der Universität
in Zusammenarbeit mit dem Universitätsbund Göttingen